

ZWISCHEN



# HAVEL UND FLÄMING

HEIMATKALENDER FÜR POTSDAM-MITTELMARK 2018



TREFFEN DER  
CHRONISTENVEREINIGUNG  
POTSDAM-MITTELMARK



## Zum Geleite!

---

Um ersten Male erscheint in diesem Jahre der „Kreis-Kalender für Zauch-Belzig“. Wie schon der Name sagt, ist sein Erscheinungsgebiet auf den Kreis Zauch-Belzig beschränkt und auch seine Aufgaben, die er sich gestellt hat, liegen innerhalb der Kreisgrenzen. Der vom Wohlwollen der Kreisbehörden getragene Kalender will den Kreisinsassen die landschaftlichen Schönheiten ihrer engeren Heimat durch Wort und Bild vor Augen führen, sie mit den historischen Tatsachen vertraut machen, ihnen alte Sitten und Gebräuche überliefern und die Liebe zur Heimat pflegen. In seiner Arbeit wird der Kreis-Kalender durch die gleichen Lebensbedingungen der Kreisbewohner, die Beziehungen von Dorf zu Stadt, die gleichen wirtschaftlichen Interessen unterstützt werden und auch überall Verständnis für seine Ziele und tüchtige Mitarbeiter finden.

Aber außer diesen idealen verfolgt der Kreis-Kalender auch praktische Zwecke. Das ihm angegliederte Behörden-Adressbuch soll ein Nachschlagebuch für jedermann sein, den Verkehr zwischen Kreisinsassen und Behörden erleichtern und viele zeitraubende Anfragen und Gänge ersparen.

Wäge der Kreis-Kalender für Zauch-Belzig ein Hausfreund für jedes Haus im Kreise werden, damit er seine Aufgaben erfüllen und dadurch ein Stück praktischer Arbeit im Dienste der Heimatpflege leisten kann.

**Der Verlag.**

---

Vorwort aus dem Kreis-Kalender für Zauch-Belzig 1913

Die Heimatkalender sind zu großen Teilen im Kreisarchiv in Bad Belzig einzusehen. Die Titel der Artikel findet man auf der Internetseite der Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark oder bei GenWiki.

---

# Heimatkalender seit 1913

*Helga Kästner, Bad Belzig*

*helga.kaestner@web.de*

Der Inhalt des ersten Heimatkalenders wird auch heute – über 100 Jahre später – noch geschätzt: Ein Gang durch Hans Grades Fliegerwerke in Bork. Das Erholungsheim für Knaben, gestiftet vom Ehepaar Kaufmann in Belzig. Die Wasserversorgung der Dörfer auf dem Hohen Fläming. Die Baudenkmäler der Stadt Niemegk. Die sächsischen Dörfer. Um den Glindower See. Und vieles mehr. Artikel wie „Allerlei Rechtsfragen des täglichen Lebens“ können auch heute wieder wichtig werden. Die „Genealogie der Europäischen Regentenhäuser“ ist hingegen im Landkreis Potsdam-Mittelmark nicht mehr Tagesgespräch. Im Verzeichnis des Behörden-Adressbuches findet der Leser die Liste aller Orte des Kreises Zauch-Belzig, die Einwohnerzahl und die Namen der Bürgermeister bzw. Gemeindevorsteher – alles wichtige Informationen für jede Ortschronik.

Die Autoren kamen überwiegend aus dem Kreis, vor allem waren es Pfarrer und Lehrer, die sich heimatkundliches Wissen angeeignet und im Einzelfall auch schon eine Dorfschronik geschrieben hatten, wie Pfarrer Uhlmann aus Lütte 1865, Pfarrer Backhaus aus Ragösen 1904, für Belzig Eilers 1741, der Arzt Brandt 1837, Mühlmann 1870, Rektor Quade 1903, Pfarrer Silkenstedt für Borne 1913 und Pfarrer Fährndrich aus Wiesenburg 1883. Das erfreut den Sammler von Heimatgeschichten auch heute noch.

1960-63 erscheint ein Jahres-Heimatkalender im Kreis Belzig. Ab 1984 erscheint jährlich der Belziger Heimatkalender, herausgegeben von der Abteilung Kultur beim Rat des Kreises Belzig. Im Kreis Potsdam-Land erscheint 1958-60, 1963 und noch einmal 1990 ein Heimatkalender für den Kreis Potsdam. Im Landratsamt Potsdam werden vom Kreisarchiv „Heimatgeschichtliche und Heimatkundliche Beiträge“ herausgegeben von 1992-93 (3 Hefte). Diese vereinen sich 1994 im neuen Kreis Potsdam-Mittelmark und bis 2003 erscheint jährlich „Zwischen Havelland und Fläming“ unter Leitung von Regine Reif mit Beiträgen von Autoren aus dem ganzen Landkreis.

Nun wird 2018 die über 100-jährige Tradition des Kreiskalenders wieder aufgenommen. Herausgeber ist die Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark.



*Auf dem Foto vorn Willi Blasek, der erste Vorsitzende der Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark mit seiner Frau, links das Chronistenehepaar Bode aus Zitz bei Ziesar, Foto: Chronist Günter Kästner*



*Chronistentreffen in Pritzerbe, Foto: Günter Kästner*

# Zwanzig Jahre Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark

*Wolfram Hübner / Chris Rappaport  
info@chronistenvereinigung-pm.de*

Bereits in den letzten Jahren der DDR wuchs das Interesse an der Vergangenheit. Ein Blick wurde auf die Historie des eigenen Ortes gelenkt, und von den Gemeinden wurden Ortschronisten berufen.

Mit der Bildung des Landkreises Potsdam-Mittelmark organisierte das Kreisarchiv ab 1993 regelmäßige Fachveranstaltungen für die Chronisten. Veranstaltungsort war zuerst die Landakademie Borkheide. Referenten waren Historiker aus Potsdam, Mitarbeiter des Landesarchivs und Archäologen. Später erfolgte die Weiterbildung von Ortschronisten über die Volkshochschule Brandenburg-Land. Nach einigen Jahren drängte das Kulturredamt die Chronisten, sich selber zu organisieren. Nach mehreren Veranstaltungen mit Organisations- und Satzungsfragen entstand die Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark. Am 18.02.1998 trafen sich im Strohdachhaus in Groß Kreutz die Chronisten des Landkreises zur Gründungsversammlung. Sechs Mal im Jahr treffen sich die Chronisten nun seit zwanzig Jahren in verschiedenen Dörfern im Landkreis zu ihren Tagesveranstaltungen. Das Kennenlernen auch kleiner Dörfer in den Führungen der sachkundigen Ortschronisten ist jedes Mal eine Freude. Wer kommt sonst schon in abgelegene Orte und erfährt so hautnah die Geschichte. Daneben bilden Fachvorträge von hochkarätigen Dozenten, aber auch von Mitgliedern der Chronistenvereinigung einen wichtigen Austausch.

Vorsitzender der Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark wurde Willi Blasek aus Fohrde, der den ersten und bis heute einzigen Chronistenverein im Land Brandenburg mit Umsicht und Engagement zu Kontinuität führte. Nach Ende seiner beruflichen Laufbahn als Diplomat nutzte Willi Blasek sein Können für die Erstellung von Regionalliteratur, so für die Chronik seines Heimatortes Fohrde. Im Heimatroman „Charlotte“ schrieb er über die Jutefabrik in Brandenburg und erstellte eine Handlungsanleitung für Chronisten. Mit Unterstützung des Landkreises Potsdam-Mittelmark wurde in Lehnin-Kaltenhausen ein Vereinsbüro eingerichtet. Mit Fördermitteln des Arbeitsamtes finanziert übernahm die Geschäftsstelle mit Bianca Hielscher die technischen Arbeiten für

die Chronisten. Auch der Aufbau des Einsteinhauses in Caputh wurde von den Chronisten mehrjährig unterstützt.

Die Erzählkreise und Kamingespräche der Chronisten in Dörfern im Fläming wurden von der Landeszentrale für politische Bildung gefördert. Bis zu 60 Teilnehmer lockten die Veranstaltungen mit historischen Themen. Es konnten für Historiker, Schriftsteller und Ortschronisten Honorare und Fahrtkosten gezahlt werden. Regionale Themen wurden behandelt, wie Landschaftsgeschichte, Memoirenliteratur, Ereignisse am Kriegsende und Vorstellen von Ortschroniken. Unsere Wanderausstellung mit Buch des Historikers John Shreve zum Ersten Weltkrieg wurde zudem durch die Mittelbrandenburgische Sparkasse gefördert. Heute arbeitet die Chronistenvereinigung ausschließlich ehrenamtlich und die Veranstaltungen werden von mindestens dreißig Teilnehmern gut besucht.

Erwähnenswert ist Jürgen Willmer, der als langjähriger Schriftführer den Chronistenverein geprägt hat. Über seinen Heimatort Zauchwitz hat er 593 Seiten Chronik in zwei Bänden geschrieben. Das Archiv der Chronisten findet sich heute im Kreisarchiv und ist dort einsehbar. Die Mitgliederzahl beträgt seit Jahren gleichbleibend um die vierzig Chronisten. Zudem sind Heimatvereine in der Chronistenvereinigung organisiert. Bis heute ist die Gesamtzahl der Tagesveranstaltungen auf über hundertsiebzig gestiegen. Vorsitzender und Ansprechpartner ist Jaromir Schneider.

Mit dem Kreisheimatkalender 2018 führt die Chronistenvereinigung eine Tradition fort mit Unterstützung des Landkreises. Der Heimatkalender dient dem Zusammenhalt im flächengroßen nunmehr auch schon fünfundzwanzig-jährigen Landkreis. Er vereint ehrenamtliches Engagement der vielen Akteure in den Dörfern und dokumentiert für die Heutigen das Lernen aus der Geschichte.

---

Einladung zur Jubiläumsveranstaltung der Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark am Mittwoch, 21.02.2018  
10-15.00 Uhr im Strohdachhaus in Groß Kreutz, Anmeldung  
erforderlich unter [info@chronistenvereinigung-pm.de](mailto:info@chronistenvereinigung-pm.de)

---

*Rechts oben: Chronistenveranstaltung in Schenkenhorst*

*Rechts unten: Der „Hoffotograf“ der Chronistenvereinigung Günter Kästner*

*Fotos: Chronistin Marianne Hadan*





*Vortrag in Beelitz-Heilstätten*



*Rundtour der Chronisten zu alten Schmiedegebäuden, hier in Haseloff  
Fotos: Günter Kästner*





*Chronisten im Park Wiesenburg*



*Chronisten im Rittersaal im Schloss Wiesenburg*

*Fotos: Günter Kästner*

# Fünfundzwanzig Jahre Potsdam-Mittelmark – aus der Kreisverwaltung berichtet

*Andrea Metzler, Pressesprecherin  
presse@potsdam-mittelmark.de*

In den vergangenen fünfundzwanzig Jahren hat sich Potsdam-Mittelmark zu einem Landkreis mit stabiler Wirtschaft, breitem Bildungsangebot, erfolgreichem Tourismus und guten Arbeitsmöglichkeiten entwickelt. Trotz der Unterschiede zwischen der prosperierenden Region im Norden und den ländlichen Räumen im Westen und Süden können wir sagen, dass unsere Bürgerinnen und Bürger im gesamten Landkreis ein hohes Maß an Lebensqualität vorfinden. Einwohnerinnen und Einwohner, die Kommunen, Kultur- und Bildungseinrichtungen, Tourismusinitiativen, innovative Unternehmen, Handwerks- und Landwirtschaftsbetriebe sowie die Landkreisverwaltung, Abgeordnete und viele Menschen mit kreativen Ideen haben gemeinsam dazu beigetragen, dass wir uns im Ranking der deutschen Landkreise vom Mittelfeld in Richtung Spitze bewegen. Die letzten statistischen Zahlen sprechen für sich: im Juni 2017 lag die Arbeitslosenquote bei 4,6 Prozent. Potsdam-Mittelmark hatte im Jahr 2016 mit 7,8 Prozent die niedrigste Kinderarmut in ganz Ostdeutschland. Nach der Landeshauptstadt Potsdam liegt der Mittelwert des Bruttolohnes in Potsdam-Mittelmark an zweiter Stelle in Brandenburg und das Bruttoinlandsprodukt erhöhte sich in der Mittelmark zwischen 2012 und 2015 in jedem Jahr um durchschnittlich 6,5 Prozent. Damit ist der Landkreis Spitzenreiter in Brandenburg. Begünstigt durch die gute Lage und Verkehrsanbindung saugt Potsdam-Mittelmark die Dynamik der Metropolregion Berlin mit auf und ist so im Wettbewerb der Regionen gut aufgestellt.

„Wir bringen unsere Zukunft auf den Punkt“, so lautet der Titel der Leitbildbroschüre, die im Jahr 2012 veröffentlicht wurde. Viele Monate hat der Landkreis an seinem neuen Leitbild gearbeitet. Dieses ist Grundlage dafür, wie Potsdam-Mittelmark in den nächsten Jahren weiter vorangebracht werden soll.

Der demographische Wandel, die Wende in der Energie- und Klimapolitik, der Wunsch der Bürger nach mehr Beteiligung an politischen Entscheidungsprozessen sowie der Ausgleich absehbarer Einschnitte in den kommunalen Finanzhaushalten sind dringende

Aufgaben, die bereits in Angriff genommen wurden. Ein wichtiger Punkt in der Leitbilddiskussion war es herauszuarbeiten, worin sich Potsdam-Mittelmark von anderen Landkreisen unterscheidet, was unseren Landkreis unverwechselbar macht und worauf Einwohnerinnen und Einwohner stolz sein können. Potsdam-Mittelmark ist mit diesen Ideen und Strategien vor Augen gut für die Zukunft gerüstet.

Doch lassen Sie uns die Anfänge und die folgenden Jahre Revue passieren. Nach der Neukreisgründung mussten zahlreiche Dinge grundlegend anders geregelt werden. Außerdem setzte in den Jahren 1994 und 1995 ein unglaubliches Umzugs- und Personalkarussell ein. Hinzu kam, dass viele Verwaltungsgebäude zu wenig Platz boten oder sanierungsbedürftig waren. Der Hauptsitz vieler Dienststellen wurde nach Belzig verlegt. 1993/94 erfolgte unter denkmalpflegerischen Gesichtspunkten für 3,2 Millionen DM die Generalsanierung des Gebäudes in der Niemöllerstraße. Bis zum April 1995 dauerte der erste Um- und Ausbau des Verwaltungsgebäudes im Papendorfer Weg 1 in Belzig. Mit einer Bausumme von 5,8 Millionen DM entstanden 4.150 m<sup>2</sup> Bürofläche, das heißt 119 Büros für 170 Mitarbeiter sowie drei Beratungsräume. Das Umweltamt, das Planungsamt, Teile der Bauaufsicht und des Bauverwaltungsamtes, die Kämmerei und das Sachgebiet Allgemeine Datenverarbeitung zogen hier ein. Aufgrund der Größe des Landkreises blieb es bei den Außenstellen in Brandenburg, Werder und Potsdam. So wurde beispielsweise das Amt zur Regelung offener Vermögensfragen in der Dienststelle in Potsdam zentralisiert (Auflösung 31.12.2004), das Rechnungs- und Gemeindeprüfungsamt in der Steinstraße in Belzig und der Brand- und Katastrophenschutz sowie das Kreisarchiv in Brandenburg. Auch die bis dato getrennt arbeitenden Musikschulen Belzig und Potsdam-Land wurden zusammengelegt und agierten ab August 1994 als Musikschule „Engelbert Humperdinck“ mit Sitz in Kleinmachnow und Belzig. Leiter war von diesem Zeitpunkt bis Ende 2013 Michael Goldammer, mit dessen Pensionierung Uta Hoffmann-Toben die Verantwortung für mehr als 150 Musikschullehrer und über 4000 Musikschüler übernahm. Potsdam-Mittelmark unterhält damit die größte Musikschule im Land Brandenburg.

Im März 1994 beschloss der Kreistag die Verwaltungsstruktur des neuen Landkreises. Gleichzeitig erfolgte auch die Wahl der Beigeordneten – 1. Beigeordneter Friedrich Plöger, 2. Beigeordneter Günter Baaske, 3. Beigeordneter Rolf-Hermann Löhr, Finanzdezernentin Dr. Elke Oesberg. Einige dieser Personalentscheidungen

waren nicht von langer Dauer. Im Mai 1994 wählt der Kreistag mit Heike Bettina Dähne die gesetzlich vorgeschriebene Gleichstellungsbeauftragte. Auch der Behindertenbeauftragte Udo Zeller und der Ausländerbeauftragte Valerie Tschechowski wurden vom Kreistag bestätigt. Basierend auf dem 1. Gesetz zur Funktionalreform im Land Brandenburg vom 30.06.1994 gingen mit Wirkung vom 01.01.1995 die Aufgaben nach dem Vermessungs- und Liegenschaftsgesetz, die bisher von den staatlichen Kataster- und Vermessungsämtern wahrgenommen wurden, auf die Landkreise und kreisfreien Städte über. Das Kataster- und Vermessungsamt von Potsdam-Mittelmark hatte dann seinen Sitz in Potsdam Am Alten Markt und wurde von Dietrich Schlosser geleitet.

Nicht nur Ämter, Personal und Dienststellen erfuhren eine Zusammenlegung, auch Gebühren, Verordnungen und Satzungen mussten dem neuen Landkreis und seinen Strukturen angepasst werden. So trat mit dem Start ins Jahr 1995 erstmals eine einheitliche Abfallgebühren- und Entsorgungssatzung in Potsdam-Mittelmark in Kraft. Und auch die Mitarbeiter des Betriebes für Abfallwirtschaft zogen Ende März 1995 in das neue Verwaltungsgebäude auf den gemeinsamen Betriebshof der Abfallwirtschaft,



*Entsorgungsfahrzeug des kreiseigenen Abfallwirtschaftsbetriebes APM,  
Foto: aus der Mediathek im Kreisarchiv*

des Bauhofes und der Verkehrsgesellschaft in der Brücker Landstraße 22 in Belzig. Doch nach einigen Jahren gab es auch hier zu wenig Platz, weshalb die Abfallwirtschaft auf einen neuen Standort ausweichen musste. Das ehemalige Betriebsgelände des Agrochemischen Zentrums Niemegk bot diesen Platz und die notwendigen Räumlichkeiten. Mit einem Investitionsvolumen von 5.000.000 DM erfolgten in den Jahren 1999/2000 entsprechende Bau- und Sanierungsarbeiten. Anfang des Jahres 2001 konnte die Abfallwirtschaft dann ihren neuen Verwaltungs- und Betriebssitz in Niemegk, Bahnhofstraße 18 beziehen. Geschäftsführer der APM Abfallwirtschaft Potsdam-Mittelmark (APM GmbH) ist seit Herbst 1999 Thomas Wendenburg. Im Jahr 2004 öffneten die Wertstoffhöfe in Teltow und Werder sowie 2005 in Niemegk für die Bürgerinnen und Bürger ihre Tore und werden seither von der APM GmbH sehr erfolgreich betrieben. Die APM GmbH ist somit seit Jahrzehnten ein innovatives und solides Unternehmen des Landkreises, das mit stabilen Abfallgebühren die Aufgaben der Daseinsfürsorge des öffentlich-rechtlichen Entsorgungsträgers übernommen hat.

Im September 1995 erfolgt die Verlegung der Leitstelle für Brand-, Katastrophenschutz und Rettungswesen Belzig zur gemeinsamen Leitstelle des Landkreises Potsdam-Mittelmark und der Stadt Brandenburg nach Brandenburg. Ebenfalls im September 1995 besiegelten Potsdam-Mittelmark und der weißrussische Rajon Mogilev ihre freundschaftlichen Kontakte. Stellvertretend für die beiden Parlamente unterzeichneten Kreistagsvorsitzender Joachim Raupach und Nikolaj Nedwedskij sowie für die Verwaltungen Landrat Lothar Koch und Pjotr Kondratow einen Partnerschaftsvertrag. In den Folgejahren gab es gegenseitige Besuche, wurden zahlreiche Hilfstransporte nach Mogilev organisiert und auch Kindern aus dem Gebiet um Tschernobyl Ferienaufenthalte im Landkreis ermöglicht. Der Verein Initiative Mogilev unterstützte den Landkreis dabei tatkräftig. Inzwischen existieren diese Kontakte nicht mehr und auch der Verein wurde nach Jahren erfolgreicher Arbeit aufgelöst.

In einer Sonderausgabe des Amtsblattes erschien im Oktober 1995 die erste Veröffentlichung des Verzeichnisses aller Denkmale des Landkreises. Damit war eine äußerst intensive Arbeit der Unteren Denkmalschutzbehörde des Landkreises abgeschlossen und bedurfte nur noch der Fortschreibung. Mit der Funktionalreform im Jahr 2004 ging diese Aufgabe an das Brandenburgische Landesamt für Denkmalpflege über. Öffentliche Gelder für die Förderung von

Denkmalen wurden bundesweit in den vergangenen zwanzig Jahren auch aufgrund der teilweise schwierigen Haushaltslagen immer mehr beschnitten. Potsdam-Mittelmark ging in dieser Frage sehr frühzeitig einen anderen Weg. Seit 2002 gibt es einen jährlichen Denkmalpflegefond, der von anfangs 100.000 Euro aufgrund seiner erfolgreichen Inanspruchnahme und Wirkung auf mittlerweile 300.000 Euro erhöht wurde. Die Denkmalförderung ist im Leitbild des Landkreises über die Kulturförderung, die Stärkung des Tourismus und des regionalen Handwerks als ein Aspekt der Wirtschaftsförderung verankert. Insgesamt wurden von 2001 bis 2016 aus dem Kreishaushalt Denkmalfördergelder in Höhe von 3,25 Mio. Euro ausgereicht. Nachweislich erzielten die eingesetzten Haushaltsmittel über den gesamten Zeitraum das Acht- bis Neunfache an Investitionen in Höhe von 28,25 Millionen Euro, die zum größten Teil von einheimischen Firmen und Handwerkern umgesetzt wurden.

Beträchtliche finanzielle Mittel hat der Landkreis in den letzten 25 Jahren für Kulturentwicklung und Kulturförderung eingesetzt. Anfang der 90er Jahre gab es gerade eine Handvoll Museen, inzwischen sind es 54. Im März 1996 erschien erstmalig der Kulturwegweiser des Landkreises. Bis heute ist er ein gefragtes Nachschlagewerk. Seit dem Jahr 1999 leistet sich Potsdam-Mittelmark eine Kulturentwicklungsplanung (0,51 € pro EW), die bereits mehrfach fortgeschrieben wurde. Ganz gezielt werden seit 2008 jährlich 300.000 Euro für kreiseigene kulturelle Einrichtungen, Projekte und Maßnahmen zur Verfügung gestellt. Mit Mitteln aus dem Gemeindefinanzierungsgesetz, der Kulturförderung und Spenden der Mittelbrandenburgischen Sparkasse sowie weiteren Fördertöpfen konnten die Komplexsanierungen wie die des brandenburg-preußischen Schulmuseums im Schloss Reckahn (Eröffnung 8/2001) und der Bischofsresidenz Burg Ziesar mit dem Museum zum Thema „Christianisierung Brandenburgs“ (Eröffnung 5/2005) erfolgreich umgesetzt werden. Von oder mit Potsdam-Mittelmark gingen immer Impulse zur Entwicklung neuer Aktionen im Kulturbereich aus, so die Tage des offenen Ateliers (seit 1999), die Märkischen Literaturtage (seit 2005) oder der Museumsaktionstag „Feuer und Flamme für unsere Museen“ (seit 2005), der sich inzwischen in fast ganz Brandenburg etabliert hat. Kreiseigene Objekte wie die Petzower Kirche strahlen nach umfassender Sanierung (10/1994 abgeschlossen) und Einbau einer Orgel (Einweihung 6/2011) mit renommierten Ausstellungen, Konzerten, Lesungen, Theateraufführungen aber auch Hochzeiten, Andachten und Taufen bis nach Potsdam und Berlin aus.

Im April 1996 wurden dem Kreistag zwei Varianten für ein Kreiswappen zur Beschlussfassung vorgelegt. Großen Anteil an der Erarbeitung des Wappens hatte Dr. Rudolf Heckel. Die Genehmigung für das vom Kreistag vorgeschlagene Wappen erteilte das Ministerium des Innern des Landes Brandenburg dann im Oktober 1996. Vier Jahre später – genau im Dezember 2000 – folgte die Flagge des Landkreises, die der Kreistag im Oktober 2000 beschlossen hatte.



*Spatenstich für den Neubau des Kreiskrankenhauses Belzig, von links Sozialministerin Regine Hildebrandt, Sozialdezernent Günter Baaske, Landrat Lothar Koch*

*Foto: aus der Mediathek im Kreisarchiv*

Am 16. August 1996 begannen am Belziger Kreiskrankenhaus die Arbeiten für die Erweiterung.

Landrat Lothar Koch und Sozialdezernent Günter Baaske waren vor Ort und auch die legendäre Gesundheits- und Sozialministerin des Landes Brandenburg Regine Hildebrandt war beim 1. Spatenstich dabei. Die Bauzeit dauerte etwa acht Jahre und die Kosten beliefen sich auf ca. 100 Millionen Mark. Die umfassenden Umbau- und Sanierungsarbeiten erfolgten in drei Bauabschnitten bei laufendem Betrieb. 1999

wurde der erste Bauabschnitt abgeschlossen.

Er umfasste den Anbau des Bettenhauses Ost, den Neubau eines modernen Untersuchungs- und Behandlungstraktes, weitere OP-Säle, einer zeitgemäßen Intensivstation sowie eines neuen Kreissaales. Die Notaufnahme wurde vergrößert, die Röntgenabteilung technisch erweitert. Gleichzeitig erhielt die Physiotherapie ein Therapiebecken und konnte so ihr Leistungsangebot erweitern. Mit der Fertigstellung des Hubschrauberlandeplatzes auf dem Dach des neuen Untersuchungs- und Behandlungstraktes wurde dem Haus sein architektonisch einmaliges Bild verliehen. Im Jahr 2003 war mit der Altbausanierung des Komplementtraktes und des Betten-

hauses Ost der zweite Bauabschnitt fertig. Mit dem dritten Bauabschnitt wurde die Altbausanierung abgeschlossen und die verbleibenden Patientenzimmer dem neuen Standard angepasst. Neben Schulungsräumen entstanden eine Lehrküche und für das Medizinische Versorgungszentrum neue Praxisräume und ein OP. Mit den abschließenden Arbeiten an der Gestaltung des Außenbereiches erhielt das Krankenhaus sein heutiges Bild. Im Juli 2007 entschied der Kreistag des Landkreises die Veräußerung von Mehrheitsanteilen der Kreiskrankenhaus Belzig GmbH. Am 1. Oktober 2007 übernahm das Johanniter-Krankenhaus im Fläming Treuenbrietzen 74,9 % der Gesellschaftsanteile.

Bundespolitische Entscheidungen wie die Einführung diagnosebezogener Fallgruppen (DRG-System), die Krankenhausreform sowie der massive Anstieg der Sachkosten führen dazu, dass insbesondere kleine Häuser der Grundversorgung immer mehr in die roten Zahlen geraten. Auch das Johanniter-Krankenhaus im Fläming Belzig GmbH ist davon betroffen. 2011 hatte das Haus über 160 Patientenbetten, rund 7.200 Patienten wurden bei einer durchschnittlichen Verweildauer von 5,59 Tagen stationär behandelt. 262 Mitarbeiter waren hier tätig, 17 weitere in den Medizinischen Versorgungszentren. Das Haus gliederte sich in vier Bereiche: die Klinik für Innere Medizin mit integrierter interdisziplinärer Kinderabteilung, die Klinik für Gynäkologie und Geburtshilfe, die Klinik für Chirurgie und die Klinik für Anästhesie und Intensivtherapie. Im September 2012 nahmen die Johanniter GmbH und das Klinikum Ernst von Bergmann in Potsdam Verhandlungen über den Verkauf der Anteile in Höhe von 74,9 Prozent auf. Ende Januar 2013 stimmte die Stadtverordnetenversammlung der Re-Kommunalisierung zu. Am 23. Mai 2013 übernahm das Klinikum Ernst von Bergmann in Potsdam die Mehrheitsanteile von den Johannitern. 25,1% der Anteile hält weiterhin der Landkreis Potsdam-Mittelmark. Nachdem 2014 in Bad Belzig lediglich 185 Babys geboren wurden, wurde der Versorgungsauftrag im Januar gekündigt und der Kreißsaal mit Wirkung vom 1. April 2015 trotz großer Proteste der Bevölkerung geschlossen. Im Juli 2017 ging auch das Bewegungsbecken der Physiotherapie wegen zu hoher Instandsetzungskosten außer Betrieb. Momentan arbeiten in der Bad Belziger Klinik die Fachabteilungen Innere Medizin, Chirurgie und Geriatrie. Ergänzend zur medizinischen Grundversorgung werden vor Ort von Fachärzten weitere Spezialdisziplinen angeboten:

- Geronto-Neurologie (seit 2016)
- Geronto-Urologie (seit 2016)
- Hand- und Fußchirurgie



- Zentrum für chronische Wunden (seit 2013)
- Beatmungsmedizin und Weaning (seit 2016)
- Endokrinologisches & Diabetologisches Zentrum (seit 2016)

Im März 1997 wurde vom Kreistag die Kreisentwicklungskonzeption beschlossen, die sieben Handlungsschwerpunkte beinhaltet: Wirtschaft, Umweltschutz, Verkehr, technische und soziale Infrastruktur sowie Siedlungs- und Bevölkerungsentwicklung. Inzwischen hat Potsdam-Mittelmark wirtschaftlich ein sehr großes Entwicklungspotenzial. Es gibt etwa 12.000 Betriebe im Kreis, die meisten davon sind kleine und mittlere Unternehmen. Der Landkreis vereint in seiner Wirtschaftsstruktur einen Branchen-Mix von Hightech-Unternehmen bis zu alteingesessenen Handwerksbetrieben. Dabei dominieren im Raum Teltow/Stahnsdorf Unternehmen der Technologie- und Medienbranche neben kleineren Dienstleistern und Verwaltungen. Das Technologiezentrum in Teltow befördert seit seiner Gründung 1990 das Werden und Wachsen von jungen, innovativen Firmen. Es hat bis heute mehr als 160 Unternehmen mit aus der Taufe gehoben, insbesondere in den Bereichen Informations- und Kommunikationstechnik, Telematik, Sensorik und Automatisierungstechnik, ebenso in den Branchen Elektronik und Mikrostrukturtechnik, Biotechnologie und Biomedizintechnik, Umweltanalytik und Umwelttechnik und im Dienstleistungsbereich. Gemeinsam mit der Stadt Potsdam realisierte der Landkreis im Wissenschaftspark Golm in einer Bauzeit von nur 16 Monaten und mit einem Investitionsvolumen von circa 12 Millionen Euro das Innovations- und Gründerzentrum GOIN, das im März 2007 eingeweiht wurde. 4000 m<sup>3</sup> Büro- und Laborflächen bieten seither optimale Startbedingungen für wissenschaftsbasierte Existenzgründer und junge Unternehmen. Betreiber ist die Technologiezentrum Teltow GmbH gemeinsam mit der Technologie- und Gründerzentren Potsdam GmbH.

Außerhalb des Ballungsraumes Berlin/Potsdam prägen Land-, Forst- und Fischereiwirtschaft sowie der Obstbau das Bild des Landkreises. In der Region Brandenburg/Werder (Havel) haben sich neben landwirtschaftlichen Betrieben und Gartenbaubetrieben an verschiedenen Standorten kleinere Metallbau- und Maschinenbaubetriebe angesiedelt. Dagegen sind im südlichen Teil des Kreises vor allem Betriebe aus der Baubranche zu finden. In der Kreisstadt Belzig erfolgte Anfang März 1997 der erste Spatenstich für ein Technologie- und Gründerzentrum. Hauptgesellschafter war zum damaligen Zeitpunkt der Landkreis gemeinsam mit der Raiffeisenbank, der Mittelbrandenburgischen Sparkasse und der Stadt Belzig. Die Bau-

kosten waren mit circa 11 Millionen Mark bei einer Förderung von 90 Prozent durch die EU, den Bund und das Land Brandenburg veranschlagt. Im August 1998 war die Technologie- und Gründerzentrum Fläming GmbH bezugsfertig. Im Jahr 2014 wurden bereits erste Weichen für eine Fusion des TGZ Fläming mit dem TZT in Teltow gestellt. Der Landkreis erwarb von den Mitgesellshaftern alle Anteile und übernahm somit das TGZ Fläming in Bad Belzig komplett. Mit dem Jahreswechsel 2017/2018 werden sich beide Einrichtungen zusammenschließen mit dem Ziel Synergien zu erzeugen und eine breitere Aufstellung der gemeinsamen Gesellschaft in beiden Teilräumen des Landkreises zu ermöglichen.



*Kreiseigenes Technologie- und Gründerzentrum TGZ Fläming in Bad Belzig, Foto: aus der Mediathek im Kreisarchiv*

Im September 1997 beschloss der Kreistag die Tourismuskonzeption. Darauf basierten in den Folgejahren touristische Vorhaben und Konzepte wie der Ausbau des überregionalen Radwegenetzes 2002, die Ausgestaltung von sechs Reitwanderwegen 2004, die Etablierung der Naturparke Hoher Fläming, Westhavelland und Nuthe-Nieplitz, das Anlegen von Wasserwanderrastplätzen und das Wanderwegekonzept 2007 in Vorbereitung des 112. Deutschen Wandertages in Bad Belzig 2012. Die Vermarktung regionaler Produkte wie beispielsweise der Kartoffel mit der Kulinarischen Kartoffeltour wurde angekurbelt. Sehr erfolgreich war auch die

Mitwirkung des Landkreises an der BUGA 2001 in Potsdam sowie 2015 in Brandenburg an der Havel mit eigenen Pavillons. Inzwischen hat sich der Tourismus im Landkreis zu einem bedeutenden Standbein der Wirtschaft entwickelt und ist mit den beiden Reise- regionen Fläming und Havel aus der touristischen Vermarktung Brandenburgs nicht mehr wegzudenken. Die Wirtschaftsförderung des Landkreises hat mit großer Sachkenntnis und vielen Ideen die wirtschaftliche und touristische Entwicklung in den vergangenen 25 Jahren begleitet. Der Treffpunkt Wirtschaft, der Arbeitskreis Schule, der monatliche Beratertag oder die Teilnahme an der Grünen Woche seien als Beispiele für die erfolgreiche Arbeit genannt.



*Ministerpräsident Matthias Platzeck (mitte) übernimmt die Schirmherrschaft zum Deutschen Wandertag im Fläming, links Landrat Wolfgang Blasig, rechts Traugott Heinemann-Grüder, Geschäftsführer des Tourismusverbandes Fläming, Foto: aus der Mediathek im Kreisarchiv*

Eine wichtige politische Entscheidung, die ebenfalls im Kreistag im September 1997 fiel, war die Wahl der Christdemokratin Ilse Marie Schulz zur 1. Beigeordneten. Von Februar bis Ende März 1998 erfolgte der Umzug aus dem Gebäude der Stadtverwaltung Potsdam in die neue Dienststelle des Landkreises im Lankeweg 4 in Teltow. 140 Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen des Kataster- und Vermessungsamtes, aus dem Gesundheitsamt, Jugendamt, Sozialamt, der Wohlgeldstelle und der Bauaufsicht sind nun in Teltow untergebracht.

Im März 1998 wurde die Computermesse „Cebit“ genutzt, um den Startschuss für die Online-Präsentation des Landkreises zu geben. Seitdem ist der Landkreis unter [www.potsdam-mittelmark.de](http://www.potsdam-mittelmark.de) im World Wide Web zu finden. Frischere Optik, inhaltliche Qualität, besserer Service – so präsentierte Anfang Dezember 2014 die Kreisverwaltung ihren neuen Internetauftritt. Mit modernem Layout, erweiterten und geänderten Inhalten und mit mehr Service stehen die Seiten seitdem unter der gewohnten Adresse zur Verfügung.

Im April 1998 zog das Amt zur Regelung offener Vermögensfragen AROV eine Bilanz. Von den 73 459 Rückübertragungsansprüchen wurden 69% geklärt, davon zwei Drittel abgelehnt. Seit Anfang der 90er Jahre hatte das AROV 56 908 Entscheidungen zu Grundstücken verkündet. 11 552 Flächen wurden an Alteigentümer zurückgegeben, in 21 040 Fällen wurde die Restitution verweigert. Insbesondere die Querelen um die Rückgabe ehemals jüdischen Eigentums der Familien Sabersky und Sonnenthal in Teltow Seehof sorgten bundesweit für Nachrichten und beschäftigten das Amt noch bis zu seiner Auflösung am 31.12.2004.

Seit Juni 1998 gingen die Stadt Brandenburg und der Landkreis beim öffentlichen Personennahverkehr getrennte Wege. Die Belziger Verkehrsbetriebe übernahmen mit 30 Busfahrern und 7 Angestellten sowie 20 Fahrzeugen den Regionalverkehr. Das blieb nicht die einzige Trennung im Bereich des Öffentlichen Personennahverkehrs. Im ersten Halbjahr 2013 waren die Verhandlungen um eine Neuausrichtung der gemeinsam von den Landkreisen Potsdam-Mittelmark und Havelland betriebenen Verkehrsgesellschaft Havelbus gescheitert. Im Juni 2013 kündigte Landrat Wolfgang Blasig deshalb den Vertrag. 2014 wurde die Havelbus-Verkehrsgesellschaft HVG zwischen beiden Landkreisen aufgeteilt und mit Wirkung vom 1. Januar 2015 gingen die mittelmärkischen Teile auf die Beelitzer Verkehrs- und Servicegesellschaft mbH BVSG als damalige Konzerntochter über. Mit der Eintragung der regiobus Potsdam-Mittelmark GmbH am 10. Juli 2017 ins Handelsregister gibt es in Potsdam-Mittelmark nur noch ein kreiseigenes Verkehrsunternehmen mit Sitz in Beelitz. Weitere Betriebshöfe sind in Bad Belzig, Brandenburg an der Havel, Stahnsdorf, Werder und Potsdam-Babelsberg zu finden. Regiobus PM gehört nun mit einem Bestand von 217 Bussen und einer Mitarbeiterzahl von fast 400 zu einem der größten und leistungsstärksten Busunternehmen in der Region.

Anfang Juni 1998 beschloss der Kreistag den Bau des Feuerwehertechnischen Zentrums in Beelitz-Heilstätten, welcher mit einer

Investitionssumme von 9,5 Millionen Mark veranschlagt wurde. Der Landkreis erwarb dazu auf dem Areal von Beelitz-Heilstätten ein Grundstück mit einer Größe von 8000 m<sup>2</sup>. Für die Umsetzung des Projektes wurde erstmals ein Realisierungswettbewerb ausgelobt und im Rathaus der Stadt Beelitz Ende 1998 präsentiert. Als Sieger ging das Architekturbüro Dietz Joppin aus Potsdam hervor, das den Bau im Jahr 2003 vollendete. Im Außenbereich folgten weitere Ausbildungsstrecken und der Neubau des Übungsparcours mit Brandhaus, der im August 2011 fertig gestellt wurde. Das FTZ beheimatet gleichzeitig die Kreisfeuerweherschule – jährlich werden mehr als 50 Lehrgänge angeboten. Im Katastrophenfall oder bei Großschadenslagen ist das Zentrum Sitz des Verwaltungsstabes. Außerdem ist es für die Kommunen als Träger des Brandschutzes Dienstleister in Fragen Wartung von Atemschutztechnik, Reparatur von Pumpen und Reinigung von Schläuchen. Der Bau des FTZ war nicht das einzige Engagement des Landkreises in Beelitz-Heilstätten. Mit einem Antrag auf Fördergelder aus dem Konversionsprogramm konnte die mit circa 5 Millionen Mark veranschlagte Hüllsanierung des denkmalgeschützten Heizkraftwerkes Süd realisiert werden. Ende Mai 2000 fand das Richtfest statt - mit dem Aufsetzen der Stahlkugel durch einen Hubschrauber auf den Wasserturm ein spektakuläres Ereignis.

Mitte des Jahres 1998 geriet der Landkreis erstmals in eine schwierige finanzielle Lage. Im Kreishaushalt klaffte ein Loch von fast 10 Millionen Mark. Das führte zu einer Haushaltssperre. Ein ämterübergreifender Krisenstab versuchte, die Finanzmisere in den Griff zu bekommen. Auch in den Folgejahren, insbesondere nach der Gemeindegebietsreform im Jahr 2003, potenzierten sich die Haushaltsdefizite bis in den zweistelligen Euro-Millionenbereich. Im Einvernehmen mit dem Kreistag wurde bis ins Jahr 2008 eine strenge Sparpolitik betrieben. Inzwischen steht der Landkreis mit einem ordentlichen Polster in der Rücklage finanziell gut da und ist seit dem 25. November 2015 schuldenfrei. Die Zinsbelastung des Kreises spielt keine Rolle mehr. Geld, das früher für Zins und Tilgung aufgewendet wurde, kann für freiwillige Leistungen ausgegeben werden. Beispielsweise hat der Landkreis freiwillige Verpflichtungen im Bereich der Kitafinanzierung übernommen, die den Kommunen zugute kommen. Die Bereitstellung von Kitaplätzen in ausreichender Zahl wird somit unterstützt. Weiterhin leistet sich der Landkreis in Zusammenarbeit mit den Städten und Gemeinden inzwischen 16 Familienzentren. Diese sollen auch zukünftig auf hohem Niveau weiterbetrieben und ausgebaut werden. Außerdem hat Potsdam-Mittelmark in den zurückliegenden 25 Jahren erheblich in die

Schulinfrastruktur investiert, so in den Ausbau der Gymnasien in Bad Belzig, Michendorf, Kleinmachnow und Teltow, in Ausbau und Neubau der Oberstufenzentren in Teltow und Werder mit Schulteil Groß Kreutz, Neubau des Gymnasiums in Stahnsdorf sowie in Neu- und Ausbau von Förderschulen. Das wird mit dem geplanten Neubau einer Gesamtschule mit gymnasialer Oberstufe in Teltow weitergeführt. Auch das Kreisentwicklungsbudget hat sich als wichtiges Kreisentwicklungselement etabliert und findet bundesweit Nachahmer.



*Richtfest Sporthalle des Kreisgymnasiums Michendorf 2007,  
am Mikrofon 1. Beigeordneter Christian Stein,  
Foto: aus der Mediathek im Kreisarchiv*

Für Landrat Blasig war der Beschluss zum Doppelhaushalt des Landkreises für die Jahre 2017/2018 ein historisches Moment. Noch nie in seiner Laufbahn als Hauptverwaltungsbeamter wurde ein Haushalt einstimmig beschlossen. Grund für die ausgezeichnete Haushaltsentwicklung ist die seit dem Jahr 2005 in Potsdam-Mittelmark praktizierte strategische Haushaltsplanung. Der sogenannte Steuereungskreislauf verläuft in mehreren Schritten von der internen Planungsvorbereitung über die Strategietagung der Führungskräfte, das Kreisentwicklungsforum, die Strategietagung des Kreistages, die operative Haushaltsplanung der einzelnen Fachbereiche, den Haushaltsplanentwurf und Haushaltsplanbeschluss und das Berichtswesen. Der Haushalt wird so von einem oft noch unübersicht-

lichen Zahlenwerk zu einem politischen Programm, aus dem für jeden ersichtlich ist, welches Ziel mit welchen Maßnahmen bzw. Investitionen erreicht werden soll.

Seit Ende der 90er Jahre gab es immer wieder große Probleme mit der Unterbringung der Belegschaft des Landkreises. Die Dezentralisierung einer Verwaltung ist sicherlich in puncto Bürgerfreundlichkeit vorteilhaft, aber in der Leitungstätigkeit von Fachämtern problematisch. Deshalb wurde seit Jahren versucht, ein verträgliches Konzept für die konzentrierte Unterbringung der Verwaltung in Belzig vorzulegen. Doch in dieser Frage gab es stets heftige Kritik durch die Opposition. Hinzu kam, dass die Bauzustandsanalyse des Hauses III der Kreisverwaltung in Belzig zum Abriss des Gebäudes riet. Mit dem Neubau eines Verwaltungstraktes im Papendorfer Weg in Belzig – Richtfest wurde im August 2000 gefeiert – entspannte sich die Lage etwas. Auch das Kreisarchiv konnte mit dem Neubau technisch gut ausgestattete Räume im Keller des Hauses beziehen und von Brandenburg nach Belzig verlegt werden. Zudem wurde das Backsteingebäude am Papendorfer Weg für Verwaltungsarbeit nutzbar gemacht. In den Folgejahren nahmen die Umzüge jedoch kein Ende. Die Gebäude in der Puschkinstraße, Steinstraße, Ernst-Thälmann-Straße und im Weitzgrunder Weg



*Kreisverwaltungsgebäude Papendorfer Weg in Bad Belzig  
Foto: Andrea Metzler*

in Bad Belzig wurden gänzlich aufgegeben, ebenfalls das Haus 6 (Abriss) und das Gebäude des Kreisarchives in der Niemöllerstraße (Abriss) sowie die Verwaltungsgebäude in der Kur-, Bäcker- und in der Klosterstraße in Brandenburg an der Havel. Mehrere Mietobjekte in Werder, Teltow und Brandenburg an der Havel sind verhältnismäßig teuer und entsprechen nicht in jedem Fall den Anforderungen an eine moderne Verwaltung. Inzwischen gibt es Pläne, auf einem in Beelitz-Heilstätten bereits erworbenen Grundstück in unmittelbarer Nähe des Feuerwehrtechnischen Zentrums einen modernen Verwaltungsbau zu errichten. Auch in Teltow soll ein Verwaltungsneubau auf einem kreiseigenen Grundstück entstehen. Im Zuge der angedachten Kreisneugliederung im Jahr 2019 und der damit einhergehenden Funktionalreform wird der Landkreis seine Verwaltung neu aufstellen müssen. Dazu gehört auch ein entsprechendes Unterbringungskonzept.

Auch Strukturveränderungen in der Verwaltung haben insbesondere in den letzten zwölf Jahren dazu geführt, dass sich die Dienstsitze der Fachämter und -bereiche immer wieder veränderten. Am 11. Oktober 2001 wurde Lothar Koch erneut zum Landrat des Landkreises Potsdam-Mittelmark im Kreistag gewählt. Für die neue Amtszeit hatte er sich unter anderem vorgenommen, die althergebrachte Dezernats- und Fachamtsstruktur durch eine moderne Struktur zu ersetzen. Dazu gehörte auch das Erscheinungsbild der Kreisverwaltung.

Auf der Bundesgartenschau in Potsdam war der Landkreis nicht nur mit einem Stand im pro agro Gärtner- und Bauernmarkt vertreten, sondern auch mit einem Potsdam-Mittelmark-Tag Anfang Juli 2001. Dieser Tag wurde dazu genutzt, das neue PM-Logo und corporate identity zu präsentieren. In den folgenden Jahren wurde darauf hingearbeitet einen Verwaltungsvorstand - bestehend aus dem Landrat und seinem Stellvertreter - und fünf Fachbereiche zu etablieren. Forciert wurde dies durch den Weggang des Beigeordneten Günter Baaske im August 2002 in die Landesregierung als Minister für Soziales, das altersbedingte Ausscheiden des Beigeordneten Rolf-Hermann Löhr im April 2002 sowie die Versetzung der 1. Beigeordneten Ilse Marie Schulz im Oktober 2005 in den Ruhestand. Im September 2005 beschloss der Kreistag die neue Verwaltungsstruktur, die mit dem 1. Januar 2006 in Kraft trat:

Fachbereich 1 Innerer Service und Zentrale Steuerung.

Leiter André Köppen

Fachbereich 2 Sicherheit, Ordnung und Verkehr.

Leiter Reinhard Wilke



Fachbereich 3 Umwelt, Landwirtschaft und Verbraucherschutz.  
Leiter Hans-Georg Hurttig

Fachbereich 4 Recht, Bauen, Vermessung und Kataster.  
Leiter Michael Kreutner

Fachbereich 5 Soziales, Jugend, Schule und Gesundheit.  
Leiter Thomas Schulz

Im Januar 2006 wurde Christian Stein (CDU), bis dahin Vorsitzender des Kreistages, zum 1. Beigeordneten gewählt.

Mit der Umsetzung der Agenda 2010, der Reform des deutschen Sozialsystems und Arbeitsmarktes, wurde im Landkreis am 1. Januar 2005 die Mittelmärkische Agentur zur Integration in Arbeit MAIA gegründet. Geschäftsführer wurde Bernd Schade, der vorher vier Jahre das Büro des Landrates geleitet hatte. 2012 gab es in diesem Bereich erneut eine Veränderung. Mit Wirkung vom 1. Januar 2012 wurde Potsdam-Mittelmark eine von bundesweit 108 Optionskommunen. Das MAIA-Jobcenter ist seit diesem Zeitpunkt als Fachbereich 6 unter Leitung von Bernd Schade mit rund 190 Mitarbeitern in die Kreisverwaltung integriert und kümmert sich selbstständig und ohne die Hilfe der Bundesagentur für Arbeit sehr erfolgreich um die Arbeitslosengeld-II-Bezieher und deren Vermittlung in Arbeit. In diesem Zusammenhang darf nicht vergessen werden, dass es mit der Wende im Jahr 1989 einschneidende gesellschaftliche Veränderungen gab, die sich exorbitant auf die Lebens- und Arbeitssituation der Menschen zwischen Havelland und Fläming ausgewirkt haben. Der Arbeits- und Ausbildungsförderungsverein Potsdam-Mittelmark, der bereits unter dem Namen Arbeits- und Ausbildungsförderungsverein Belzig e.V. 1991 im Landkreis Belzig gegründet wurde, war in den zurückliegenden 25 Jahren für viele arbeitslose Menschen der Retter in der Not. Mit diesem Verein ist es ausgezeichnet gelungen, den wirtschaftlichen und sozialen Strukturwandel im Landkreis zu begleiten und viele Projekte in der Region im Rahmen von Strukturförderprogrammen umzusetzen und zum Erfolg zu führen.

Nicht unerwähnt sollen auch einige Affären und staatsanwaltschaftliche Untersuchungen bleiben, die sich auch in den Medien wiedergespiegelt haben. So gerät Landrat Koch im November 1994 wegen eines halbfertigen Schulneubaus des Fläming-Gymnasiums unter Druck. Der Auftrag für das 3,6 Millionen-Projekt in der Kreisstadt ist nicht wie gefordert nach einer Ausschreibung vergeben worden. Zur Untersuchung der Vorgänge wurde ein zeitweiliger Ausschuss des Kreistages gebildet. – Das Verwaltungsgericht Potsdam stellte Anfang Dezember 1997 in zwei Urteilen die formale

Unwirksamkeit der Abfallgebührensatzung 1994 fest. Die finanzielle Auswirkung lag bei 1,7 Millionen Mark. Formal wurde der Fehler in der Sitzung des Kreistages vom 04.12.97 geheilt. Im September 1998 unterlag der Landkreis erneut in einem weiteren Prozess zu diesem Thema. Insgesamt standen diesmal 1,6 Millionen DM zu Buche, die der Landkreis an die Kläger zu zahlen hatte. Angesichts der angespannten Finanzlage bemühte sich die Verwaltung um entsprechende Ratenzahlungen. – Im September 1998 stellte die Staatsanwaltschaft Potsdam das Verfahren wegen umstrittener Grundstücksverkäufe in der Gemeinde Fahrland ein. Die Betrugsvorwürfe gegen den Bürgermeister und Kreistagsabgeordneten Claus Wartenberg sowie der Untreue gegen den Landrat Lothar Koch konnten als Tatbestand in keiner Weise nachgewiesen werden. Der Hauptvorwurf: Für Wohnungsbauprojekte wäre in 37 Fällen der Kauf von Grundstücken im Wert von 50 Mio DM aus Privathand veranlasst worden, obwohl weder die Gemeinde noch die kommunale Entwicklungsgesellschaft Fahrland EGF den Kaufpreis zahlen konnten. Das sei gemeinschaftlicher Betrug. – Im Januar und Mai 2000 erhielt der Landkreis zwei Anträge auf Genehmigung von Umbauten der früheren Hühnerfarm in Güterfelde zu einem Bauernmarkt. Diese wurden aufgrund des Zustandes abgelehnt. Trotzdem eröffnete der Markt im Dezember. Daraufhin machten Schlagzeilen von einem behördlich geduldeten Provisorium die Runde. Ende Mai 2001 erteilte Vize-Landrätin Ilsemarie Schulz eine nachträgliche Baugenehmigung vorbei am Bauministerium. Nun entbrannte ein Streit um die Rechtmäßigkeit der erteilten Baugenehmigung des Landkreises, die vom Ministerium wegen verschiedener Mängel wieder aufgehoben worden war. Das Hin und Her endete, begleitet von einem Hungerstreik der Händler und einem Eilantrag des Verwaltungsgerichtes, den Markt bis zu einem Kompromiss offen zu halten, letztlich mit der Schließung. – Im Februar 2004 verkaufte der Landkreis die Gesundheitszentrum Teltow GmbH GZG für 2,25 Millionen Euro an das Evangelische Diakonissenhaus Berlin/Teltow/Lehнин. Die GZG war unter Geschäftsführer Hans-Peter van de Kamp bei der Ausdehnung der Geschäftsfelder in schweres wirtschaftliches Fahrwasser geraten. Unübersichtliche Geschäftspraktiken insbesondere in den Tochtergesellschaften führten zu einer späteren Verurteilung des einstigen Geschäftsführers. Durch den Verkauf konnte unter anderem der Fortbestand des Teltower Ärztehauses gesichert werden.

Mit der Konsolidierung des Haushaltes seit dem Jahr 2008 und den Erfahrungen von mehr als fünfzehn Jahren Verwaltungsarbeit nach

der Wende fuhr der Landkreis in den Folgejahren in ziemlich ruhigem Fahrwasser. Einige wichtige Ereignisse, Begebenheiten und Aufgaben aus den letzten neun Jahren der Kreisgeschichte sollen nicht ungenannt bleiben. Seit Oktober 2009 nimmt der Landkreis an der EXPO-Real in München teil. Ziel ist es, Unternehmen auf die attraktiven Standortbedingungen in Potsdam-Mittelmark aufmerksam zu machen und Flächen ganz systematisch zu vermarkten. In Fragen der touristischen Entwicklung war die Vorbereitung auf den deutschen Wandertag im Jahr 2012 eine große Herausforderung. Unter anderem wurden mit dem Zuwendungsbescheid in Höhe von 1.540.000 Euro Mitte 2010 Konjunkturpaketmittel an die Stadtwerke Belzig zur „Erhaltung und Revitalisierung des Bahnhofsgebäudes Bad Belzig“ übergeben. Nur ein reichliches Jahr danach, genau am 25. November 2011, konnte der rekonstruierte Bahnhof seiner Bestimmung übergeben werden. – Kurz vor dem Start des Wandertages erfolgte in Götzer Berge die Einweihung des 42,15 Meter hohen Aussichtsturmes. Insgesamt wurden in Vorbereitung des 112. Deutschen Wandertages 700 Kilometer Wanderwege im Naturpark Hoher Fläming und rund um Potsdam neu beschildert, markiert und mit Rastmöglichkeiten ausgestattet. 68 Informationsstelen und 20 Info-Tafeln informieren an den Wanderwegen über verschiedene Themen. – Bereits zum zehnten Mal wurde 2017 der Dorfwettbewerb „Unser Dorf hat Zukunft“ in Potsdam-Mittelmark ausgerufen. Viele Dörfer des Landkreises nutzen diesen Wettbewerb, um ihre Zukunftsideen und vielfältige Initiativen vorzustellen und zu verwirklichen. Höhepunkt im Jahr 2010 war die Teilnahme von Wiesenburg als Sieger des Landeswettbewerbes am Bundeswettbewerb. Auf der Grünen Woche im Januar 2011 erhielt Wiesenburg mit einer Goldmedaille die Auszeichnung als Sieger.

Ende Oktober 2010 ging in Feldheim, einem Ortsteil der Stadt Treuenbrietzen, offiziell das Licht aus. Konkret ist Feldheim seit diesem Tag unabhängig von auswärtiger Energie- und Stromversorgung. Für sein Engagement im Bereich der erneuerbaren Energien erhielt der kleine Ort bereits mehrere Auszeichnungen. Dieser Enthusiasmus ist auch ganz im Sinne des Landkreises. Im Leitbild des Landkreises heißt es: „Wir sind ein Vorbild für regenerative und alternative Energieerzeugung. Der Elektroenergiebedarf des Landkreises wird 2022 nahezu vollständig aus erneuerbaren Energien gedeckt. Potsdam-Mittelmark hat sich bundesweit als Kompetenzzentrum für erneuerbare Energien etabliert.“ Seit 1999 vergibt der Landkreis deshalb auch jährlich den AGENDA 21 Preis, seit 2009 mit dem Schwerpunkt Erneuerbare Energien und Nachwachsende Roh-

stoffe. Der Preis soll die Mittelmärker motivieren, unter diesem Motto ihre Ideen einzubringen und anzupacken. Die Auszeichnung ehrt Personen, Firmen, Kommunen und Verbände, die vorbildliche Projekte für Nachhaltigkeit umgesetzt haben. Der Landkreis Potsdam-Mittelmark ist davon überzeugt, dass es seine Verantwortung ist, mit dem heutigen Handeln die Möglichkeiten künftiger Generationen nicht einzuschränken.

Seit der Unterzeichnung des Partnerschaftsvertrages mit dem polnischen Landkreis Nowy Tomysl auf der Bundesgartenschau 2001 in Potsdam haben sich zwischen beiden Landkreisen enge und vielfältige Kontakte entwickelt. Erst 2016 gab es einen erfolgreichen Treffpunkt Wirtschaft mit Unternehmen aus Potsdam-Mittelmark in Nowy Tomysl. Bereits im November 2017 hat es eine Neuauflage in der Heimvolkshochschule am Seddiner See gegeben.

Wie für alle anderen Landkreise in Brandenburg war die Flüchtlingswelle in den Jahren 2015 und 2016 für Potsdam-Mittelmark eine große Herausforderung. In kürzester Zeit mussten massenhaft Unterkünfte organisiert und zur Verfügung gestellt werden. Das brachte die Verantwortlichen sowie die mit dem Thema befassten an die Grenze ihrer Belastbarkeit. Große Hilfsbereitschaft gab es von Bürgerinnen und Bürgern, den Kommunen sowie Unternehmen und Firmen. Im Januar 2016 wurde auf dem Neujahrsempfang des Landrates im Hofgarten Kino in Bad Belzig das Bündnis „PM wird bunter“ gegründet. In seiner Begrüßungsrede betonte der Landrat, dass Toleranz, Gewaltverzicht, Menschenrechte den Boden bilden, auf dem eine multikulturelle Gesellschaft wachsen und blühen könne. Das ganze Thema sei so komplex und umfangreich, dass es uns auf viele Jahre beschäftigen wird. Inzwischen hat sich die Lage stabilisiert und Potsdam-Mittelmark verfügt über ausreichend Kapazitäten, um Asylsuchende menschenwürdig unterzubringen. Nun steht die nicht minder schwierige Aufgabe vor uns, die neuen Potsdam-Mittelmärker dabei zu unterstützen, Wohnungen und Jobs zu finden und sich in die Gesellschaft zu integrieren. Der Landkreis hat dafür mehr als 2 Millionen Euro bereitgestellt und unterstützt mit einem Bündel von Maßnahmen die Integration der bei uns lebenden geflüchteten Menschen. Beschrieben sind die Maßnahmen ausführlich in der Zuwanderungsstrategie, die im Kreistag im Dezember 2016 beraten wurde.

Im Jahr 2013 lobte der Landkreis Potsdam-Mittelmark erstmalig unter der Schirmherrschaft des Landrates Wolfgang Blasig einen Preis „Familienfreundlich in PM“ aus. Anliegen dieses Preises ist es,

Anregung zur Gestaltung eines familienfreundlichen Klimas im Berufsleben im Landkreis PM zu geben, für das Thema Vereinbarkeit von Beruf und Familie zu sensibilisieren, die Attraktivität des Wirtschaftsstandortes Potsdam-Mittelmark zu erhöhen sowie gute Beispiele zu multiplizieren. Inzwischen haben zahlreiche Unternehmen im Landkreis erkannt, dass Familienfreundlichkeit ein wichtiger Wirtschaftsfaktor ist und der Fachkräftesicherung im Unternehmen dient.

Die Verwaltung des Landkreises versteht sich als zukunftsorientierter und attraktiver Arbeitgeber. Gute Arbeitsbedingungen und interessante Angebote für die Beschäftigten wie ein beispielhaftes Gesundheitsmanagement, flexible Arbeitszeiten, Zeitwertkonten und Teilzeit, Leistungsentgelt, Qualifizierung und Bildungsfreistellung sowie Bezahlung nach dem Tarifvertrag für den Öffentlichen Dienst sind Fakten, mit denen der Landkreis zu überzeugen weiß. Trotzdem wird sich die Leitungsebene weiter Gedanken machen müssen, wie dem Fachkräftemangel, der sich inzwischen auch durch schwer zu besetzende freie Stellen oder den Weggang von qualifizierten Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in andere Verwaltungen und Einrichtungen bemerkbar macht, begegnet werden kann.

Ein Wort zum Schluss: Im November 2016 wurde Potsdam-Mittelmark als Kommune des Jahres vom Ostdeutschen Sparkassenverband gekürt. In der Begründung heißt es: „Zukunftstechnologien und traditionelle Produkte sind in Potsdam-Mittelmark zu Hause. Der Landkreis, berlinnah und doch mitten im Grünen, vereint städtisches und industrielles Ambiente sowie ländliche Großzügigkeit. Potsdam-Mittelmark schafft erfolgreich ein unternehmensfreundliches Klima: Die ortsansässigen Unternehmen haben bereits viele Wirtschaftspreise gewonnen. Zugleich fühlen sich Familien nicht nur wohl, sie freuen sich auch über das umfangreiche Ausbildungsangebot sowie eine hervorragende Infrastruktur mit vielen Freizeitangeboten. 207.500 Einwohner fühlen sich wohl in Potsdam Mittelmark.“



# Wald-Park in Beelitz-Heilstätten

*Holger Klementz, Beelitz-Heilstätten  
presse@baumundzeit.de*

Vor über 100 Jahren entstanden vor den Toren Berlins unweit von Potsdam die heute noch berühmten Beelitzer Heilstätten. Hier, inmitten von Wäldern, umgeben von hochwertiger Architektur und großzügigen Wald-Parkanlagen, sollten die Arbeiter der Reichshauptstadt von der damals grassierenden Tuberkulose geheilt werden und sich erholen. Die Werke von Heinrich Zille und Käthe Kollwitz bezeugen noch heute die katastrophalen Lebensbedingungen im damaligen Berlin. Zum Ende des 19. Jahrhunderts machte die Medizin, gerade in Bezug auf die Behandlung von Lungentuberkulose, gute Erfahrungen mit Kuraufenthalten an Orten mit sauberer Luft. Thomas Mann berichtete davon in seinem Roman „Der Zauberberg“. Medikamente zur Behandlung gab es noch keine. Solche oft weiten Erholungsreisen waren aber recht kostspielig, zumal die Behandlungsdauer zwischen 8 und 16 Wochen lag.

Die Waldgebiete rund um Beelitz, etwa 50 Kilometer von der Berliner Innenstadt entfernt, schienen der Berliner Landesversicherungsanstalt für ein Arbeiter-Sanatorium geeignet. Sie kaufte im Jahre 1898 von der Stadt Beelitz ein großes Waldgelände. In zwei Bereichen nördlich der Bahnlinie, über die man noch heute mit dem RE 7 nach Süden gelangt, entstanden die Tbc-Heilstätten, in den beiden südlich gelegenen Bereichen die Sanatorien zur Behandlung nicht ansteckender Krankheiten. Die Bereiche – Quadranten – waren jeweils nach Geschlechtern getrennt: westlich der Landstraße L 88 jene für Frauen, östlich derselben die für Männer. Im Frühjahr 1902 fand die erstmalige Belegung der neu erbauten Heilstätten mit einer Kapazität von 600 Betten statt. Doch das reichte bei der damals sprunghaft ansteigenden Zahl von Lungenkranken schon bald nicht mehr aus.

---

*Foto links oben: Luftbild Heilstätten*

*Foto links unten: Verfallene Sanatoriumshäuser mit modernem Baumkronenpfad*

*Fotos: Sammlung Baum&Zeit, Beelitz-Heilstätten*

Bereits vor Fertigstellung der Gebäude wurden die Gartenanlagen gestaltet. Zur Einebnung des Park-Terrains war es manches Mal notwendig, die alten Bäume des vorhandenen Forstes bis zu zwei Meter anzuschütten, was die märkischen Kiefern stoisch ertrugen.

Heute noch finden sich alte Bäume im Gelände, welche Wurzeln in zwei Etagen – auf Grund des veränderten Wasser- und Bodenhorizontes – ausgebildet haben.

Es wurden ganz überwiegend Laubbäume und blühfreudige Sträucher, aber auch exotische Nadelgehölze gepflanzt, sodass bald eine sehenswerte Wald-Parklandschaft heranwuchs. Heute finden sich rund 65 verschiedene Baum- und Gehölzarten im Areal, was insbesondere im Herbst, mit der Laubfärbung, für zauberhafte Farbspiele sorgt. Die Gelände rund um die Haupteingänge der Quadranten sowie auch jene zwischen den einzelnen Pavillons wurden mit Inseln von reizvollen Sträuchern, teils auch mit Nadelgehölzen auf den preußisch akkuraten Rasenflächen bepflanzt. Hier legte man Wert auf eine regelmäßige, repräsentative Gestaltung. Zur eigentlichen Erholung dienten kurze Alleen, die die in geometrischer Ornamentik angelegten Beet-Flächen begrenzten. In die regelmäßig gestalteten Bereiche fügten sich die Liegehallen und schattigen Wandelgänge ein.

Oft wurde an den Gebäudesockeln eine umfangreiche Strauchvorpflanzung und Fassadenbegrünung in die Erde eingebracht, um den für die Patienten gefährlichen Staub zu binden. Die unterschiedliche gärtnerische Gestaltung des Kernbereiches der Quadranten bewirkte die optische Zusammenfassung der jeweiligen Gebäudegruppen und schuf so regelmäßige Gartenpartien. Diese umringte ein aus dem Altbestand an Föhren entwickelter Waldpark-Gürtel. Von den Häuserkomplexen sternförmig ausgehend öffneten Sichtachsen den Blick in die gebäudeferneren Parkareale, welche entlang der Promenaden durch Lichtungen eine Abwechslung erfuhren. Der neue Waldsaum wurde mit zahlreichen botanischen Raritäten verdichtet und fast alle gediehen gut im märkischen Sand. Insbesondere in diesen Arealen machte sich der Einfluss der Hofgärtner der damals noch kaiserlichen Parks von Potsdam und Berlin bemerkbar. Im Waldpark-Gürtel verlief ein System von Spazierwegen, welches den Patienten ermöglichte, ihrem Befinden entsprechend Rundkurse zu absolvieren. Bänke und Bewegungsspiele ergänzten das Angebot an der frischen Luft – dem Hauptheilmittel neben Schlaf und guter Ernährung.



Um mehr Abwechslung in der Gartengestaltung zu erreichen, schuf man, wo es sich kostengünstig anbot, kleine Oasen; so auch an der Westseite des Alpenhauses, dessen Ruine heute vom Baumkronenpfad überspannt wird. Hier wurde aus einer Sandgrube eine Schlucht gestaltet, deren oberer Rand von Kiefern bewachsen war. Die Hänge und das Tal wurden mit schattenverträglichen Gehölzen wie Rhododendron und Hibiscus sowie mit Stauden bepflanzt. Farnumsäumte Findlinge rundeten diesen Part ab. Drei Viertel des Altwaldes blieben erhalten – trotz intensiver Gartengestaltung.

Wie bei der gesamten Planung der Heilstätten wurden auch bei der Parkplanung die Kosten des Erhalts mitbedacht. Unbenommen davon verfolgte man das Prinzip „Billig können wir uns nicht leisten.“ Architektur und Landschaftsplanung wurden durch die medizinische Nutzung bestimmt. So richtete man alle Gebäude streng in Nord-Süd-Richtung aus, wobei die Sonnenseite den Patienten, die Nordseite den Behandlungs- und Technikräumen vorbehalten war. Neben Sonne und frischer Luft sollte auch die ästhetische Wirkung des Aufenthalts zur Gesundheit beitragen. Pflanzungen und Bauten dienten diesem Ziel. Bis 1994 wurde das Areal der Beelitzer Heilstätten als medizinisches Zentrum genutzt. Lediglich die Kernbereiche zwischen den Gebäuden blieben über die Zeitläufe hinweg weitgehend erhalten, spätere Nachpflanzungen veränderten die Gehölzstruktur. Auf den einstigen Rasenflächen innerhalb der Sichtachsen im Waldpark, aber auch vor den Häusern siedelten sich wieder Birken, Kiefern und Eichen an.

Ein besonderes botanisches Highlight verdankt die heutige Touristenattraktion des Baumkronenpfades der schwärzesten Stunde in der Geschichte der Beelitzer Heilstätten: den Kämpfen der „Armee Wenk“ gegen die den Ring um Berlin schließenden Truppen der Sowjetarmee 1945. Das „Alpenhaus“ brannte aus. Ein Regen muss die aufsteigende Asche auf die oberste Deckenkonstruktion gedrückt haben. Auf dieser mineralreichen Schicht siedelten sich Kiefern an. Als Ruine für die neuen Nutzer, die sowjetischen Militärärzte uninteressant – man verfügte im Gelände über genug Bauten – stand es unberührt über die Jahrzehnte. Es wuchs ein Dachwald. Ohne ausreichende Wasserversorgung, kaum mit Erdreich versorgt gedeihen die Bäume zum Teil seit 70 Jahren im „Bonsai-Format“ und halten mit ihren Wurzeln die Decke des Gebäudes, welches im Übrigen die größte erhaltene Weltkriegsruine eines Profanbaus in Brandenburg und Berlin ist. An anderer Stelle freilich eignen sich Pflanzen die in ihrer Substanz gefährdeten historischen Gebäude an. Sie werden wieder weichen müssen, wenn

die Sanierung demnächst in Angriff genommen wird. Bis dahin tragen sie bei zu dem morbiden Charme, für den Beelitz-Heilstätten seit den 90er Jahren auch bekannt ist. Freunde der Flora finden also nicht nur vom Baumkronenpfad aus in diesem geschichtsträchtigen Areal reichhaltige Ein-, Aus- und Weitblicke. Ein Besuch ist zu jeder Jahreszeit empfehlenswert. Wenn man wiederkommt, kann man feststellen, wie historische Parkpartien Schritt für Schritt wiedererstehen oder durch Neuinterpretation der jungen Gärtner des Investors von Baum&Zeit in unsere Zeit grüßen.

---

Einladung zur Chronisten-Veranstaltung am Mittwoch, 18.04.2018, 10-15.00 Uhr in Beelitz-Heilstätten, Treffpunkt am Kassenhäuschen zum Baumkronenpfad, Anmeldung erforderlich unter [info@chronistenvereinigung-pm.de](mailto:info@chronistenvereinigung-pm.de)

---

*Foto rechts oben: Beelitz-Heilstätten – ehemals qualitative Baugestaltung in Park-Umgebung*

*Foto rechts unten: Aussichtsturm Heilstätten*

*Fotos: Baum&Zeit, Beelitz-Heilstätten*



# Aus der Schlossküche geplaudert

Hannelore Dieckmann, Bad Belzig  
traenkeberg@t-online.de

Unweit des Burgenwanderweges liegen zwei einstige Herrensitze – Schmerwitz und Klein Glien. Genaue Rezepte, wie die Fürstensteinsche Kartoffelsuppe aus Wiesenburg, sind aus diesen Häusern nicht erhalten. Doch darüber, wie man so lebte und sich versorgte auf den herrschaftlichen Gütern, ist Vieles bekannt.

Das Schloss in Schmerwitz und das Gutshaus in Klein Glien waren, wie die meisten ihrer Art, „Einfamilienhäuser“. Allerdings waren die Familien früher größer: Zahlreiche Kinder, mehrere Generationen, entfernte Verwandte lebten hier zusammen. Dazu kamen, häufig und zahlreich, Gäste, besonders im Sommer und zur Jagd.



*Küchen- und Hauspersonal bei Baron Brandt von Lindau auf Schloss  
Schmerwitz 1913*

*Sammlung Dieckmann*

Für alle diese Menschen musste Essen zubereitet werden. Wen wunderts da, dass die Küche im Schmerwitzer Schloss 50 m<sup>2</sup> groß war, daneben eine Spülküche von etwa 20 m<sup>2</sup>, und dass, eine Treppe tiefer, diverse Vorratsräume vorhanden waren? Für das Jahr 1905 werden zwei Wirtschaftserinnen, Köchin und „Mamsell“, benannt: Auguste Feuerherd und Auguste Haferkorn. Ihnen gingen in Küche und Hauswirtschaft junge Mädchen zur Hand, die bei der

Arbeit angelernt wurden. Die Küche im Keller des Gliener Hauses ist noch heute als Restaurantküche in Betrieb. Mit Aufzug, Weinkeller und weiteren Räumen in Feldsteingewölbebau lässt auch diese Anlage vergangene Küchenkultur ahnen.

Die Zubereitung der Speisen war das eine, aufwendiger waren Beschaffung und Vorratshaltung der Lebensmittel und Zutaten. Der Weg bis zur nächsten Stadt war weit, das Angebot beschränkt. Immerhin wurden Zucker und Salz, Kaffee und Tee, Zitronen und Heringe, Gewürze, Mandeln und Kakao dorthier bezogen. Selbst ganz Exquisites, z. B. Austern, konnte beschafft werden. Aus einem Adelssitz in der Prignitz heißt es: „Austern konnte man, in Kisten mit Seetang und Eis verpackt und über Nacht mit der Bahnfracht verschickt, völlig frisch morgens vom Bahnhof abholen.“ Bei Erdarbeiten nahe der Schmerwitzer Kirche fand man 1998 Austernschalen. Vielleicht sind sie auch einst per „Bahnfracht“ via Wiesenburg geliefert worden.

Ansonsten jedoch hieß es in einem abgelegenen Groß-Haushalt: Selber machen!

In Schmerwitz hatte man bereits im 18. Jahrhundert die Voraussetzungen dafür geschaffen und einen Garten angelegt, der von 1868 an beträchtlich erweitert und mit Treibhäusern ausgestattet wurde. Ein Gärtner war angestellt, Lehrlinge wurden ausgebildet. Das übliche Obst und Gemüse, aber auch aufwendige und empfindliche Sorten wie Spargel, Erdbeeren und Aprikosen standen, teilweise sogar außerhalb der natürlichen Saison, zur Verfügung. Von Erdbeeren zu Weihnachten wird berichtet, und die sagenhafte Schmerwitzer Ananas-Treiberei ist durch eine Zeitungsannonce aus dem Jahre 1871 belegt.

Neben den Gartenanlagen boten Obstbaumalleen zusätzliche Früchte. Der Weg nach Arensnest mit seinen überreichen Mirabellenernten ist noch heute Zeugnis dieser Obstkulturen. Auch der Chronist Walter Schmidt aus Klein Glien berichtet von „sorglich gepflegten Obstbaumalleen“, von einem „Baum- und Obstgarten“ und erwähnt den Gemüsegarten sowie Treibhäuser beim dortigen Gut.

Geflügelhaltung war ein ebenso üblicher Zweig der Selbstversorgung, sodass Eier- und Geflügelgerichte wohl regelmäßig auf dem Speisezettel standen. Alte Kochbücher geben abenteuerliche Empfehlungen für das Haltbarmachen von Eiern, da die Hühner früher im Winter nicht legten.

In diesem Zusammenhang ist eine Besonderheit zu nennen: Südlich der Schmerwitzer Kirche, gegenüber der heutigen Töpferei, fällt ein schmales, hohes Backsteingebäude auf. Das war einst die Fasanerie. Man hielt hier Fasane, um sie jederzeit und in feiner Qualität zur Verfügung zu haben. Gut gefütterte und in ihrer Bewegung eingeschränkte Tiere waren ja viel zarter als die frei lebenden. Auch für Wiesenburg spricht man von einer solchen Einrichtung; 2008/2009 wurde im Park nach den Fundamenten gegraben.

Schweine-, Kalbs- und Lamnbraten dürften bei den großen Gutswirtschaften nicht schwer zu beschaffen gewesen sein, ebenso Kartoffeln, Mehl und Milch. Letztere dienten übrigens neben Feuerholz als Teil des Arbeitsentgelts der Landarbeiter, so genanntes Deputat. Die Milchausgabe fand täglich neben der Kellertreppe im Verwaltungshaus auf dem Schmerwitzer Gutshof statt.

Über die Milchverarbeitung in der Zeit, als es noch keine Zentralmolkereien gab, schreibt der Chronist: „Die Güter Klein Glien und Hagelberg und die ansässigen Kossäten verarbeiteten zu Hause ihre Milch zu Butter und Käse. Jeder wusste mit dem Butterfass die Butter selbst herzustellen. Salzkäse entstand als Wintervorrat mit viel Salz und Kümmel, geformt zu Klößen, getrocknet, in Leinen gewickelt und in Steintöpfen verpackt.“

Das Fleischangebot wurde, insbesondere in Schmerwitz, durch Jagden mit umfangreicher Beute erweitert. In den riesigen Forsten, die sich vom Schmerwitzer Wildpark über Arensnest und Reetzerhütten, den Grünen Grund bei Reetz und von Zipsdorf bis nach Medewitzerhütten erstreckten, bestand ein außerordentlicher Wildreichtum. Um die Wege zur Jagd zu verkürzen, ließ sich Carl Brandt von Lindau, Herr auf Schmerwitz, 1912/1913 bei Medewitzerhütten ein Jagdschloss errichten.

Das Schösschen hat Räumlichkeiten für das als „Schüsseltreiben“ bekannte Jagdessen sowie für Übernachtung des Jagdherrn und einiger Gäste. Die gut 80 m<sup>2</sup>großen Kellerräume haben sicher der ersten Aufbewahrung des erlegten Wildes – der „Strecke“ – gedient. Fotos aus den frühen Jahren des Jagdschlusses zeigen Jagdergebnisse von etwa 200 Stück – Wildschweine, Rehe und Hirsche.

Zur längerfristigen Lagerung von Wild und anderen verderblichen Esswaren und Getränken gab es in den großen Gutshaushalten einen Eiskeller. Die meisten dieser Bauwerke sind heute verfallen oder abgerissen, da sie nach der Erfindung der elektrischen Kühlung nicht mehr benötigt wurden.



*Jagdschloß Medwitzerhütten*

*Sammlung Dieckmann*

In unserer Gegend sind Eiskeller in den ehemaligen Gütern Marquardt, Gollwitz, Petzow, Kleinmachnow, Ruhlsdorf, Wiesenburg und Klein Glien bekannt bzw. erhalten. Für Schmerwitz zeigt uns ein Lageplan den Platz, wo sich einst der Eiskeller befand: in der nordöstlichen Ecke des Gutsareals. Hier spendeten alte Laubbäume kühlenden Schatten. Eine Bauzeichnung der Firma Senst aus Wiesenburg überliefert uns eine Ansicht und die Maße des Kellers. Eis wurde im Winter in den Teichen von Schlamau und Steindorf geschlagen, herantransportiert und auf Rutschen in den mit Stroh und Erde zusätzlich isolierten Eiskeller eingebracht. Es hielt sich dort bestenfalls bis zum nächsten Winter. Der überwiegende Teil verblieb im Keller und hielt das Kühlgut frisch. Für einen „Eisschrank“, der im Schloss vor sich hin tropfte, für den Sektkübel und die „Gefrierbüchse“ wurden kleine Mengen Eis entnommen.

Unser Heimatkalender aus dem Jahre 1926 verrät ein Rezept, das die Köchinnen Feuerherdt und Haferkorn sicher auch gekannt haben:

„Schokoladen-Gefrorenes.

Aus  $\frac{1}{2}$  Liter Milch,  $\frac{1}{4}$  Pfund geriebener Schokolade, 2 Eiern, 2 Esslöffel Zucker und einer starken Messerspitze Kartoffelmehl kocht man unter stetem Rühren eine Creme, lässt diese erkalten und friert die Masse in der Gefrierbüchse.“

Guten Appetit !





# Funkerberg Deetz/Havel

Günter Fillies, Heimatverein Deetz  
guenter.fillies@t-online.de

Seit der Machtübernahme 1933 unternahm die Nationalsozialisten große Anstrengungen zur Modernisierung der Deutschen Wehrmacht. Der Luftwaffe unter Göring schrieb man besondere Bedeutung zu. Neben dem Bau zahlreicher neuer Flugplätze wie zum Beispiel in Werder und Brandenburg wurden auch Objekte für Nebendienste, insbesondere für den Flugnachrichtendienst, errichtet. Auf Grund der exponierten Lage des Ortes Deetz an der Havel und seines Eichelberges in der Landschaft und in Bezug zu anderen militärischen Objekten fasste man hier den Aufbau einer Funkstation ins Auge. Rings um Deetz gab es keine Industrie, dadurch wenig Störungen, gewisse Tarnung durch Lage im Wald und so geringe Gefährdung durch direkte Bombenangriffe der Alliierten.

Ältere Deetzer erinnern sich, wie in den Jahren um 1936 bis 1938 auf der höchsten Erhebung des Ortes Bauarbeiten für ein Wehrmachtobjekt, die spätere Funkstation, begannen. Dazu Ortschronist Martin Brätz: „Nachdem die Wehrmacht das Areal vom Besitzer Bauer Thietke erworben hatte, rodete man die vorgesehenen Flächen. Mit großen Anstrengungen musste ein Fahr- und Transportweg zum Gipfel gebaut werden. Starke Baumaschinen wie heute üblich standen nicht zur Verfügung. Die ortsansässigen Bauern versuchten sich nacheinander mit ihren Pferdegespannen, um das Baugerät auf den Berg zu schaffen. Zuerst musste eine große Winde auf Kufen bergauf befördert werden. Viele Bauhandwerker aus den Orten fanden in den Jahren dort Arbeit.“

Die Funkstelle Deetz, wie es nun hieß, wurde vermutlich 1939 fertiggestellt und durch die II. Kompanie der Luftnachrichtentruppe Potsdam-Eiche betreut. Dazu kam wöchentlich ein Versorgungsfahrzeug aus Potsdam. Der Standort Potsdam-Eiche unterstand direkt dem Reichsluftfahrtministerium in Berlin. Dienststellenleiter war Leutnant Tischof, später Herr Vierich. Das Bedienungspersonal bestand aus einem Feldwebel, einem Unteroffizier und sieben Mannschaftsgraden für die verschiedensten Aufgaben.

---

*Fotos linke Seite: Funkerberg Deetz/Havel*  
*Fotos: Archiv Heimatverein Deetz*

Diese Mannschaft wurde öfter ausgewechselt und in der Anzahl verändert. Die Anlagen in Deetz wurden durch die Zivilangestellten, den Funkmaschinenmeister Artur Hoyer und den Hilfsmaschinenmeister Albert Hübner betreut. Es wurden Häuser für die Mannschaft und das Technikgebäude gebaut.

Für die Senderanlagen im Technik- oder Sendergebäude gab es auf dem Gelände die entsprechenden Antennenanlagen, die an den 24 Antennenmasten aus Holz, circa 20 bis 25 Meter hoch, aufgehängt waren. Die Betonanker für die Abspannungen sind heute noch im Wald erkennbar. Nach Potsdam-Eiche wurde ein Nachrichtenkabel verlegt. Zusätzlich wurde durch die Firmen Siemens und AEG ein Richtfunkurm aus Holz errichtet und mit Richtantennen ausgestattet. Die Richtfunkstrecke soll über folgende Stationen betrieben worden sein: Potsdam/Eiche - Deetz - Götzer Berge - Wiesenburg - Brocken - Rheinland - Bayern - Schlesien - Potsdam/Eiche. Im Laufe des Krieges wurde auch noch ein Luftschutzraum gebaut.

Historiker Frank Brekow aus Brandenburg schreibt über die Deetzer Funkstelle: „Die Luftwaffe benötigte im Zuge ihres Aufbaus ein dichtes Netz von Wetterstellen und zugehörigen Funkstationen. Mit der Ansiedlung des Oberkommandos der Luftwaffe in Wildpark war die Weitermeldung der Wetterverhältnisse über ganz Deutschland nötig. Die ‘Verordnung für den Reichswetterdienst’ vom 6. April 1934 ließ die bisher hauptsächlich bei den Ländern liegende Verantwortung für den Wetterdienst auf den Reichsminister der Luftfahrt übergehen (Reichsluftfahrtministerium).“

1935 begannen die Planungen für die Bunkeranlage in Wildpark sowie für die notwendigen Funkstationen. Zwischen 1936 und 1938 entstand in Deetz auf dem 90 Meter hohen Eichelberg die Wetterdienstfunkstation des Oberbefehlshabers der Luftwaffe. Sie bestand aus zwei festen Wohngebäuden, einem Technikgebäude, einem Löschwasserteich und 24 Antennenträgern. Diese waren jeweils zwischen 20 und 25 m hoch und dienten der Aufnahme von Antennen für den Kurz- und Langwellensendebetrieb. Das Funkgebäude verfügte über einen Traforaum, den Raum für das Dieselaggregat, einen Vorratsraum und WC. Im Keller befanden sich sechs Umformer zur Erzeugung der verschiedenen hohen Betriebsspannungen der Sender, die Werkstatt, ein Lager, die Heizung mit Kohlenkeller und eine Garage.

Hans Hoyer, Sohn von Artur Hoyer, erinnert sich: „... Im Laufe des Krieges wurden immer mehr Sender aufgebaut. Es könnten mehr

als 20 gewesen sein. Dicht neben einem Funkturm baute man noch eine Baracke für diese Sender, es gab auch zwei fahrbare Sender. Ein Sender stand ausschließlich für den Funkverkehr des Oberbefehlshabers der Luftwaffe Hermann Göring zur Verfügung. ... Der Funkbetrieb bestand aus Tonfolgen nach dem Morsealphabet, d. h. kurze und lange Töne per Morsetaste, es wurden immer 3 Buchstaben in Gruppen getastet; z. T. wurde verschlüsselt gesendet. Zum Verschlüsseln diente eine Verschlüsselungsmaschine in Größe einer Schreibmaschine. Eine sich beim Schreiben drehende Walze gab dann die verschlüsselten Buchstaben aus. Die Walze war so eingerichtet, dass jedes Mal ein Buchstabe in einen anderen übersetzt eine verschlüsselte Ausgabe lieferte. Einen Tippfehler durften sich die Bediener nicht leisten, da sonst keine Entschlüsselung möglich war.“

Noch einmal Frank Brekow dazu: „Eine der wichtigsten Aufgaben der Funkstation bestand im Empfang von Wetterdaten wie Luftdruck, Temperatur, Windrichtung, Windgeschwindigkeit und Luftfeuchtigkeit aus ganz Europa und deren Weiterleitung ... Dazu gab es entsprechende Funkempfangsanlagen (Empfänger und Antennen). Noch nicht ermittelt werden konnte, ob diese sich in Deetz oder in Wildpark befanden. Vermutlich gab es definitive Zeiten für den Empfangsbetrieb und Sendebetrieb, um eine gegenseitige Beeinflussung auszuschließen. Die dann in der Funkstation Deetz eingehenden Daten ... waren erforderlich für ... wichtige militärische Operationen, wie z. B. die deutschen Luftangriffe auf Städte in Großbritannien, Luftlande- oder Kommandounternehmen, das Absetzen von Agenten und die Landeplätze der deutschen Nachtjäger nach Einsätzen im Reichsgebiet. Ab Oktober 1938 wurde die Einheit als Luftnachrichten-Abteilung des Oberbefehlshabers der Luftwaffe bezeichnet. Am 1. April 1939 erhielt die Einheit die Bezeichnung 2. Kompanie des Luftnachrichten-Regiments des Oberbefehlshabers der Luftwaffe.“

Auf der Station Deetz taten mehr als 10 Soldaten der am 1. Oktober 1936 aufgestellten 2. Funk- und Funkhorch-Kompanie mit Stab in Potsdam-Eiche Dienst. Bei Ausbruch des Krieges wurde die Besatzung der Funkstation verstärkt. Oberleutnant Felix Schwarz, vorher Lehrer an der Oberschule für Mädchen in Brandenburg, wurde der Station zugeteilt.

Um während des Krieges die Funkverbindungen der Feindflugzeuge zu stören, betrieb man auch einige Sender als Störsender. Wurde der Flugfunk in Nähe der Bodenstation zu heftig gestört,

wechselten die Feindflugzeuge die Frequenz. Diese neue Frequenz wurde ermittelt, und die Sender umgestimmt. Der Frequenzwechsel wurde an Artur Hoyer über den Rundfunk verschlüsselt mitgeteilt, zum Beispiel Stichwort „Reifenwechsel“. Die Störsender wurden andererseits von den Feindflugzeugen auch als Orientierung für den Flug auf Berlin genutzt. Deshalb entschied man schließlich, sie abzuschalten.

Nach Ende des Zweiten Weltkriegs wurde die Funktechnik noch kurze Zeit durch die Sowjetarmee genutzt und dann demontiert. Teile der Funkanlage wurden ab Frühjahr 1947 geborgen. Kabel, Schalter und die Netzersatzanlage wurden dem neuen Rundfunksender in Golm zur Verfügung gestellt. Dieser Sender wurde auf dem Areal der alten RAD (Reichsarbeitsdienst)-Feldmeisterschule Golm errichtet. Der Sendebetrieb begann 1. Mai 1948 und endete am 20. August 1992. Das Technikgebäude in Deetz wurde im Frühjahr 1948 durch die Sowjetarmee gesprengt, nachdem 50 Soldaten geprüft hatten, ob sich weitere Anlagen im Berg befinden könnten. Die niedergelegten Antennenträger dienten dem Schutz der Gebäude. Das Holz verwendete die Deetzer Bevölkerung danach als Brennholz.

Heute gibt es auf dem Gelände nur wenige Spuren aus dieser Zeit. Die erwähnten Wohngebäude befinden sich in Privatbesitz. Bis auf zwei Wohnhäuser sowie Fundamente der Antennenmasten im Wald und die Straße zum Gipfel hat sich die Natur das ehemalige Militärgelände wieder zurückgeholt.

---

*Fotos rechte Seite: Funkerberg Deetz/Havel*

*Fotos: Archiv Heimatverein Deetz*





# Veränderte Landschaft Rieselfeld

*Erhard Nickel, Ortschronist Schenkenhorst  
erhard.nickel@t-online.de*

Das rasant wachsende Berlin errichtete ab 1873 zur Verbesserung der Hygiene in der Stadt Abwasserleitungen. Für die Verrieselung der Abwässer wurden große Freiflächen im Umland gesucht. So erwarben die Stadtgüter Berlin 1886 das Gut Schenkendorf, ab 1938 umbenannt in Schenkenhorst. Das einstige Bauerndorf mit Gut wurde zu einer vorstädtisch geprägten Siedlung mit wachsenden Einwohnerzahlen: 1858 gab es 263 Einwohner, 1895 waren es bereits 563. Das Rieselgut wurde zum wichtigsten Arbeitgeber. Der Ort dehnte sich entlang der Dorfstraße in beide Richtungen aus. Zu den bäuerlichen Hofanlagen kamen acht Familien-Gutsarbeiterhäuser, die den Charakter des Dorfes bis heute mitbestimmen, so die Gehöfte Dorfstraße 18 neben der Kirche und Potsdamer Landstraße 5 am westlichen Ausgang des Dorfes. Neu angesiedelte Arbeitskräfte zur Bewirtschaftung der Rieselfelder kamen überwiegend aus Pommern. Außerdem waren in einem umgebauten ehemaligen Schafstall 150 Häftlinge aus Berlin-Rummelsburg mit 6 Aufsehern untergebracht. Später kamen die Güter Sputendorf, Güterfelde und Fahlhorst hinzu. Es wurde der Rieselmeisterbereich Sputendorf mit der Bezeichnung Nr. 13 zur planmäßigen Bewirtschaftung dieser Anlagen eingerichtet.

Damit die Berieselungswirtschaft richtig funktionierte, gab es im Meisterbereich Sputendorf in Spitzenzeiten nachfolgend aufgeführte Beschäftigte: 1 Rieselmeister, 2 Rieseloberwärter, 30 Rieselwärter, 16 Grabenarbeiter und 8 Arbeiter in der Bau- und Reparaturabteilung. Es waren 10 Rieselfeldreviere mit 4 Standrohr-Standorten zu betreuen. 25 Kilometer Hauptgräben und 48 Kilometer Nebengräben mussten instand gehalten werden. Dazu kamen die Rieselzuführungen zu den einzelnen Rieseltafeln sowie die Auslassschieber. In Schenkenhorst gab es ein Standrohr, 3 Rieselwärter-Standorte und 93 Rieselfeldschläge. Die Rieselflächen in Schenkenhorst betragen 326 Hektar. Die Dämme zwischen den einzelnen Rieselfeldtafeln und die Wirt-

---

*Foto links: Rieselwärter Walter Hoffmann öffnet den Schieber 12 auf Schlag 52, Foto um 1970, Sammlung Familie Thymian, Schenkenhorst*

schaftswege wurden eingerechnet. Dazu kamen 5,5 Hektar Obstanlagen, 30 Hektar für Schlammabsetzbecken, Auslassschieber, Schlamm-trockenplätze, Standrohr-Standorte, der Lagerplatz für den Meisterbereich und Standorte für große Feldscheunen. Die Rieselfeldtafeln hatten jeweils eine Größe von etwa 0,4 Hektar. Auf einem Rieselfeldschlag waren 10 bis 12 Rieselfeldtafeln angelegt.

Die letzte Verrieselung wurde in Schenkenhorst 1998 auf etwa 30 Hektar durchgeführt. Bereits 1988 gab es ein Forschungsprojekt der Humboldt-Universität zur Nachnutzung von Rieselflächen, das jedoch aufgrund von Schwermetallbelastung nicht umgesetzt wurde. Seit der politischen Wende wurden kurzzeitig Versuchsflächen mit nachwachsenden Rohstoffen wie Pappeln, Weiden und Schilfgras bepflanzt.

Die alten Drainagerohre liegen noch heute in der Erde, ebenso die gusseisernen Zuleitungen zu den Auslassschiebern. Wenn man sich die Unterlagen der vor 130 Jahren begonnenen Rieselfeldgeschichte betrachtet und dabei bedenkt, welche Technik damals zur Verfügung stand, wird einem bewusst, welche bedeutende Planungs- und Bauleistung vollbracht wurde.

Die Anwohner der Rieselfelder hatten zwar oft unter den unangenehmen Gerüchen zu leiden, dafür haben aber Nutzer der Felder höchste Erträge ernten können: 6 bis 8 Schnitte bei Futtergras. Rhabarber war das Vorzugsgemüse. Die Erzeuger wurden oft nach ihrem Produkt benannt: Rhabarber-Schulze, Rhabarber-Kühne oder Rhabarber-Loeser. Sie kamen auch aus umliegenden Orten wie Saarmund und Langerwisch. Heute kann man sich diese damals fast immer grüne Landschaft kaum noch vorstellen. Und auch einige ehemalige Biotope wie das große Luch oder der Blutegelteich trocknen langsam aus. Ob wohl noch einmal Wasser durch die Gräben fließen wird? Beim Anlegen des Radweges und bei weiteren Baumaßnahmen wurden die Durchlässe der Gräben noch aufwendig saniert. Die meisten ehemaligen Rieselflächen werden heute landwirtschaftlich genutzt, überwiegend wird dort Silomais angebaut. Auf Teilflächen wird intensive Pferdehaltung betrieben. Weil die in ihren einstigen Strukturen noch erkennbare Rieselfeldlandschaft erhalten ist, wurden Teile davon sowie das Standrohr unter Denkmalschutz gestellt.

Weiterführende Informationen bietet dem Interessierten das Buch „Vergessene Landschaft Rieselfelder. Eine Zeitreise durch 200 Jahre Geschichte“ von Peter Reichelt, erschienen 2006.





*Absatzbecken vor der Entschlammung  
Foto: Erhard Nickel, Schenkenhorst*



*Langsam füllt sich das Absatzbecken des Ablasschiebers 28, im Hintergrund das Rieselwärterhäuschen am Schlossberg  
Anfang der 90er Jahre, Foto: Erhard Nickel, Schenkenhorst*



# Die Türme von Brück

*Karin Hanusch nach Angaben von Karl-Heinz Schmidt  
Buchautorin aus Brück, klaus.hanusch@freenet.de*

Die zwei Türme in unmittelbarer Nähe der Stadt Brück haben schon so manchem Besucher ein Rätsel aufgegeben: Sind sie Teile einer bergbaulichen Anlage? Dienen sie militärischen Zwecken? Sind sie als Wahrzeichen von Brück errichtet worden? Fest steht jedenfalls: Die hölzernen Kolosse auf dem ehemaligen Antennenmessplatz, die unter Denkmalschutz stehen, bestimmen die Silhouette der Stadt, gleich, aus welcher Richtung man sich ihr nähert. In Gesprächen mit Brücker Einwohnern war allerdings festzustellen, dass selbst bei ihnen zahlreiche Unklarheiten über die Türme und die Einrichtung des Antennenmessplatzes bestehen.

Der Platz – ein Antennenversuchsgelände – bei Brück wurde in den 1930er Jahren von der Firma Telefunken auf einem ebenen, feuchten Wiesengelände eingerichtet. Vorausgegangen war die Anordnung des Reichspostministers zum Bau eines neuen Deutschlandsenders. Bei der Suche nach einem geeigneten Standort hatte man das äußerst günstige Gelände in der Umgebung von Brück favorisiert. Aber das Propagandaministerium von Goebbels forderte, dessen Standort näher an den geografischen Mittelpunkt Deutschlands zu legen. Dieser, zu Kaisers Zeiten vermessen, lag bei Holzdorf in der Nähe von Herzberg. Also wurde der neue Deutschlandsender dort und nicht in Brück errichtet. Diese Entscheidung sollte sich im Nachhinein für Brück als günstig erweisen: Wenige Tage vor Kriegsende, am 18., 19. und 20. April 1945, wurden mehrere Angriffe auf die Holzdorfer Anlage geflogen, ein gezielter Bombenabwurf setzte den Sender für immer außer Betrieb. Welche Schäden hätte wohl die kleine Stadt Brück bei diesen Angriffen erlitten?

Ab 1936 arbeiteten etwa 200 Beschäftigten in Laborbaracken aus Holz. Zu den Baracken führte eine Holzkonstruktion (Stege), die einen halben Meter über der Wiese errichtet worden war. Die Arbeiten in den Kriegsjahren waren streng geheim, jedes Fotografieren war verboten. Zwei abgeschirmte Entwicklungslabore waren auf dem weiträumigen Gelände in Brück tätig.

---

*Foto links oben: Mitarbeiter des Antennenmessplatzes*

*Foto links unten: Türme heute als Wahrzeichen von Brück*

*Foto: Chris Rappaport, Groß Kreutz*

Nach Kriegsende wurden sämtliche Arbeiten eingestellt. Die wesentliche technische Ausrüstung wurde demontiert und in die Sowjetunion verbracht. Die ehemalige Mitarbeiterin Lieselotte Hubert, sie arbeitete zwei Jahre in einem der Entwicklungslabore in Brück, erinnerte sich: „Übrigens sind auch von unserem Labor einige Ingenieure und Physiker ca. fünf Jahre in Russland gewesen. Soviel ich weiß, hatten sie 1945/46 in Berlin einen Vertrag bei Siemens oder AEG – natürlich unter russischer Regie – unterschrieben, in dem sie sich zu einem befristeten Aufenthalt in der UdSSR bereit erklären mussten. Um überhaupt Arbeit und Lebensmittelkarten in dem zerstörten Berlin zu bekommen, hatten sie diese Bedingung in Kauf genommen.“

Unser Labor ... hatte die Bezeichnung EB 3 aus Berlin mitgebracht, wo die Räume im Februar 1943 ausgebombt wurden. Wir Betroffenen waren natürlich glücklich, den zu erwartenden Bombenangriffen auf Berlin entkommen zu sein. Die ländliche Gegend, die meistens nächtliche Ruhe, das hübsche kleine Schwimmbad und die immerhin auch bessere Ernährungslage, jedenfalls mit Kartoffeln, Kohl und Spargel, habe ich sehr genossen, abgesehen davon, dass ich beim Ehepaar Friedrich besonders gut untergekommen war.“

Von 1945 bis 1947 wurden die noch vorhandenen Anlagen durch das Berliner Oberspreewerk weiter betrieben. Von 1947 bis 1955 dienten die Baracken als Wohnraum für Flüchtlinge und Vertriebene. Bereits 1956 begann das Betriebslaboratorium für Rundfunk und Fernsehen der Deutschen Post mit dem Ausbau des ehemaligen Antennenmessplatzes. Dessen Gesamtfläche betrug 30 Hektar, etwa 43 Fußballfelder. Damit war er der größte Antennenmessplatz in Deutschland. Der neu zu errichtende Gebäudekomplex wurde zirca einen Meter zum natürlichen Geländeniveau aufgeschüttet. Somit wurden wesentlich effektivere Arbeitsbedingungen als zur Telefunkzeit möglich. Von 1958 bis 1963 wurden drei Messtürme auf 5 bis 6 Meter in die Tiefe reichende Betonfundamente gestellt und in Betrieb genommen. Für den 54 Meter hohen Turm I, er war bereits Anfang Juni 1958 fertig, waren 450 000 Mark veranschlagt worden. Im untersten Bereich hatten die Türme eine Spannweite von 12 Metern. Das Besondere an den Türmen: Die gesamte Konstruktion, die größten Balken 25 x 25 Zentimeter dick, inklusive aller Verbindungselemente wie Schrauben, Muttern und Bolzen, besteht ausschließlich aus Thüringischer Fichte, die mit Ricolit, einem Steinkohlenteeröl, vakuumbehandelt wurde.

1963 war dann ein großzügig und modern gebauter, steinerner Labor-, Verwaltungs-, Kantinen-, Wohnungs-, Garagen- und Ferti-

gungstrakt mit Sanitärräumen, Kläranlage, Batterieladestation und Hundezwinger fertiggestellt. Alle Gebäude wurden in Flachbauweise errichtet. Zur Messung der Strahlungseigenschaften größerer Antennen und Antennenanlagen war auch ein 50 x 50 Quadratmeter großer Hubschrauberlandeplatz mit Tankwagenüberdachung und entsprechender Feuerlöschtechnik gebaut worden. Mit dieser soliden Infrastruktur konnten bekannte Antennen optimiert und neue entwickelt werden. Es wurden Antennen für Hörfunk, Fernsehen, kommerzielle Dienste, Satellitenverbindungen und Sonderanwendungen, z. B. für die Erforschung der Sonnenaktivität, entwickelt. Neben dieser Entwicklungstätigkeit waren die Mitarbeiter auf den Funkbetriebsstellen der DDR aktiv. Hier ging es um Wartung, Reparatur und Optimierung der vorhandenen Sendeanlagen. Markantestes Beispiel ist der Fernsehturm am Alexanderplatz in Berlin.

Am 20. April 1979 fing durch ein Missgeschick Turm I Feuer: „Zuerst brannte der Teer zwischen den Holzbalken. Der Turm fiel dann mit einem Ruck in sich zusammen.“ Übrig blieb von ihm lediglich ein W 50 voller Asche. Turm III, ein Doppelturm, hätte ein Gewicht von sechs Tonnen tragen können. Als ein Hubschrauber für bestimmte Messungen darüber kreiste, sagten einige Brücker: „Die Antennen-Leute spinnen doch, jetzt wollen die mit dem Heli auf dem Doppelturm landen!“ Die Wiege für Antennenmessungen mit dem Hubschrauber MI 4 stand 1959 in Brück. Ab 1965 waren derartige Messungen auf Grund der zugespitzten politischen Lage nicht mehr erlaubt; schließlich lag Brück in der Einflugschneise nach Westberlin.

Bis zur politischen Wende waren immer 15 bis 18 Mitarbeiter als Ingenieure, Sachbearbeiter, Mechaniker und Kraftfahrer hier tätig. Bis 1990 wurde das Antennenlabor von der Deutschen Post genutzt, dann von der Bundespost übernommen und danach von der Deutschen Telekom AG bis 2010 betrieben. Zurückblickend wird eingeschätzt: Die Mitarbeiter des Antennenmessplatzes haben wesentlichen Anteil an der Entwicklung des Rundfunks in der DDR. Im vereinten Deutschland konnten unter dem Dach der Deutschen Bundespost/Telekom bis 2009 viele gemeinsame Projekte mit der Industrie realisiert werden. Seit dem 6. April 2011 gehören die Türme dem Verein „Brücker Türme e. V.“. Der Verein wird einen langen Atem brauchen, die inzwischen fast 60 Jahre alten Türme zu erhalten. Wie heißt es doch: „Türme sind Ausrufezeichen der Vergangenheit und der Gegenwart!“



# Nicht alle sind tot, die begraben sind – Zur Geschichte des Südwestkirchhofs Stahnsdorf

*Dietmar Strauch, Stahnsdorf  
dietmar.strauch@progris.de*

Victor Klemperer, der als einer der bedeutendsten Chronisten des Lebens im Kaiserreich, in der Weimarer Republik, im Dritten Reich sowie in der DDR gilt, brachte seinen Eindruck vom Südwestkirchhof in eine Formulierung, der man auch noch heute zustimmen kann: „Ein Stück märkischen Waldes, parkartig behandelt, die Gräberplätze weit auseinander, herrlich, schön, friedlich.“

Der 1909 von den Evangelischen Gemeinden in Berlin eingerichtete Südwestkirchhof ist mit einer Fläche von 206 Hektar einer der größten Friedhöfe Deutschlands und exakt genauso groß wie der Große Tiergarten in Berlin. Berlin besaß und besitzt unvergleichlich viele Friedhöfe: Von den insgesamt 224 Berliner Friedhöfen sind heute noch 182 in Betrieb. Die rasante Bevölkerungsentwicklung zu Beginn des 20. Jahrhunderts führte auch bei den Begräbnisplätzen zu Engpässen und man musste sich im Umland umsehen. Lebten 1860 gerade einmal knapp 500 000 Menschen in Berlin, schnellte die Einwohnerzahl bis 1920 auf vier Millionen hoch.

## Erste Bestattung im April 1909

Nach einem Preisausschreiben für Gestaltungsentwürfe des Friedhofs erhielt der Garteningenieur der Berliner Stadtsynode Louis Meyer den Auftrag. Er gestaltete das Gelände als Waldfriedhof und pflanzte in den folgenden Jahrzehnten mehr als 100 000 Bäume, vor allem Kiefern, Birken, Buchen und Douglasien.

Der Friedhof sieht für jede Kirchengemeinde einen bestimmten Begräbnisplatz vor, was sich auch in den Bezeichnungen zeigt: Das Feld „Gustav Adolf“ zum Beispiel ist also der Begräbnisplatz der Gustav-Adolf-Kirche in Charlottenburg. Es handelt sich um eine Struktur mehrerer Friedhöfe, die durch eine Gesamtplanung mit einheitlicher Verwaltung zusammengehalten wird. Heute ist die „Evangelische Kirche Berlin-Brandenburg-schlesische Oberlausitz“ Eigentümerin und Betreiberin“.

---

*Foto links oben: Die Friedhofskapelle im Stil norwegischer Stabholzkirchen, Foto: Lisa Vanovitch*

*Foto links unten: Gräber im Wald, Foto: Lisa Vanovitch*

Ab 1909 fanden in den nach und nach eingerichteten Grabfeldern die Bestattungen statt. Seit im Jahre 1913 die Friedhofsbahn ihren Betrieb aufgenommen hatte, fanden jährlich im Durchschnitt 1400 Berliner hier ihre letzte Ruhe.

## Die Friedhofsbahn

Die äußerst komfortable S-Bahnverbindung nach Stahnsdorf und damit die Anbindung an die Berliner Innenstadt ist leider (vorerst?) Geschichte. 1911 hatte man mit dem Bau der Verbindung von Wannsee über Dreilinden nach Stahnsdorf begonnen, wobei die Gemeinde das Land für die Trasse zur Verfügung stellte und die Eisenbahn die Baukosten übernahm. Geplant war, eine Umsteigemöglichkeit in Dreilinden zur sogenannten „Stammbahn“ einzurichten; dann wäre man vom Potsdamer Platz bis Stahnsdorf nur rund 40 Minuten unterwegs gewesen.

Die erste Fahrt der neuen noch mit Dampfbetrieb ausgestatteten Bahn erfolgte am 2. Juni 1913. Bis dahin mussten Särge und Trauergemeinden recht umständlich und kostenaufwändig mit Autos befördert werden. Jetzt wurden die Särge auf dem Gütergelände des S-Bahnhofs Halensee eingeladen und dann über Wannsee zum Friedhof gefahren. Im Jahre 1928 wurde die Bahn auf elektrischen Antrieb umgestellt und unter der Bezeichnung „S-Bahn“ an das Berliner Netz angeschlossen.

Nach Behebung von kriegsbedingten Beschädigungen an den Bahnanlagen und Brücken fuhr die Bahn wieder ab 1948. Nach dem Mauerbau im August 1961 wurde der Bahnbetrieb eingestellt, Bahnanlagen und Bahnhöfe verfielen. Das hatte für die Bürger aus Westberlin unangenehme Konsequenzen: Nutzungsrechte konnten zwar verlängert werden, aber Bestattungen waren nur in seltenen Ausnahmefällen möglich. Und erst nach der Besuchsregelung von 1972 konnten Westberliner wieder die Gräber ihrer Angehörigen besuchen, wenn auch nicht mehr mit der Bahn.

1976 wurde dann das Bahnhofsgebäude „wegen Einsturzgefahr“ gesprengt. Übrig geblieben – bis heute – ist die ehemalige Bahnhofs-gaststätte, die wieder zu einem Kaffee oder zum Essen einlädt. Obwohl im Einigungsvertrag von 1990 die Reaktivierung aller alten S-Bahnlinien vereinbart ist, wurde die Klage der Evangelischen Kirche auf Wiederherstellung der Verbindung vom Berliner Verwaltungsgericht abgewiesen. Es sieht also nicht besonders gut aus, wenn auch die Hoffnung noch existiert.



## **Zwischen den Kriegen: Soldaten und Umbettungen**

Der Erste Weltkrieg hinterließ zahlreiche Spuren auf dem Friedhof. So wurde der sogenannte „Heldenblock“ eingerichtet, auf dem mehr als 200 gefallene Soldaten bestattet sind.

Ab 1924 entstand der britische und ab 1926 der Italienische Soldatenfriedhof mit insgesamt rund 3000 Gräbern für Soldaten und während der Kriegsgefangenschaft im Ersten Weltkrieg Gefallene. Am 3. November 2004 erlebte der Friedhof einen denkwürdigen Tag, als die englische Königin Elisabeth II. zu Ehren der Toten des britischen Commonwealth einen Kranz niederlegte und an einer Gedenkveranstaltung teilnahm.

Die Blöcke „Alte Umbettung“ und „Neue Umbettung“ entstanden nach 1939, als in Berlin Platz für die gigantischen Ausbauplanungen zur Hauptstadt „Germania“ gebraucht wurde. Die wahnwitzige Planung für die Reichshauptstadt führte dazu, dass mehr als 15 000 Grabanlagen von Schöneberger Friedhöfen – die meisten vom Alten St.-Matthäus-Friedhof an der Großgörschenstraße – aufgehoben wurden. Weder die Kirchenverwaltung noch die Angehörigen konnten Einsprüche gegen Enteignung, Verlagerung oder Umbettung einlegen. Rund 200 Erbbegräbnisse wie repräsentative Wandgräber oder Mausoleen wurden in einem aufwändigen Verfahren abgebaut, mit der Bahn nach Stahnsdorf transportiert und dort schließlich neu errichtet. Diese Gräber befinden sich an der nördlichen Grenze des Kirchhofs in einer anderthalb Kilometer langen Reihe. Dazu zählen beispielsweise die Mausoleen von Gustav Langenscheidt und Ferdinand von Richthofen.

Im Bereich „Neue Umbettung“ im südlichen Teil des Südwestkirchhofs liegen zahlreiche weitere Gräber aus Schöneberg. Tausende ehemals in kleineren Gräbern Bestattete wurden in einem Sammelgrab beigesetzt; hier ist eine Lokalisierung einzelner Personen nicht mehr möglich.

## **Niedergang nach 1945**

Nach der deutschen Teilung und der Isolierung des Westteils von Berlin war ein Besuch des Friedhofs nur noch mit Sondergenehmigung möglich. Anfangs fanden zwar noch einige Bestattungen statt, doch 1961 nach dem Mauerbau war auch das nicht mehr gegeben. Die Anzahl der Begräbnisse sank bis zur Bedeutungslosigkeit.

Ab 1972 konnten Westberliner durch die mit der DDR vereinbarte Besuchsregelung wenigstens wieder die Gräber ihrer Angehörigen besuchen, wenn auch die bürokratischen Hürden der Antragstellung und der umständlichen Reise viele davon abschreckten.

Der Südwestkirchhof fiel immer mehr in einen Dornröschenschlaf und verlor – wohl endgültig – seinen Rang als bevorzugter Totenpark von Berlinern. Die Vegetation blieb sich selbst überlassen; das führte dazu, dass manche Teile des Friedhofs geradezu unzugänglich wurden.

## **Renaissance des Kirchhofs in heutiger Zeit**

Auch nach der Wende führte der Südwestkirchhof noch lange Zeit ein Schattendasein, galt als vergangen und vergessen. Im Jahre 2003 fanden gerade einmal 80 Bestattungen statt. Wider alles Erwarten ging es dann aber doch langsam vorwärts. Eine vorbildliche und kreative Friedhofsleitung belebte den Friedhof sowohl für seine eigentliche Aufgabe – die Bestattungen – als auch als kultureller Treffpunkt. Die Zahl der Begräbnisse stieg ständig auf inzwischen immerhin rund 800 im Jahr. Nun wird der Friedhof weniger von Berlinern, sondern hauptsächlich von Brandenburgern genutzt.

Mit Führungen, einem Audio-Guide, Ausstellungen, regelmäßigen Konzerten in der Friedhofskapelle und Veranstaltungen zu besonderen Gedenktagen wird vieles angeboten, was man auf anderen Friedhöfen vergeblich sucht. Besucher können den Park bei einem Spaziergang genießen sowie auf geführten Rundgängen Wissenswertes über Sepulkralkultur, Grabarchitektur und ökologische Besonderheiten des Südwestkirchhofs erfahren – und vor allem bei dem einen oder anderen Grab sich des dort Bestatteten erinnern unter dem Motto: „Nicht alle sind tot, die begraben sind.“ Einige seien hier genannt, die auch heute noch nicht vergessen sind: Lovis Corinth, der Hellseher Erik Jan Hanussen, Engelbert Humperdinck, Otto Graf Lambsdorff, Friedrich Wilhelm Murnau, Werner von Siemens, Louis-Ferdinand Ullstein und Heinrich Zille. Einer der kürzlich Bestatteten ist der Schauspieler, Jazzsänger und „Liebling Kreuzberg“ Manfred Krug (1937-2016).

---

*Foto rechts oben: Grab Manfred Krug, Lietzensee, Feld 9, Baum 1829 Ost  
Foto: Vanovitch*

*Foto rechts unten: Expressionistisches Grabmal von Max Taut für die  
Familie Wissinger  
Foto: Strauch*





# Vergessene Namen – Die Teltower Feldflur

Frank-Jürgen Seider, Teltow  
frankseider3@gmail.com

Im Stadtgebiet Teltow verschwinden immer mehr die während der Stadtgründung ausgewiesenen Landschaften und Fluren und mit ihnen ihre Namen, die den Charakter der Gemarkung Teltow einmal ausgeprägt haben. Flurnamen waren notwendig, damit die Bauern und Ackerbürger ihre Acker- und Wiesenstücke unterscheiden, definieren und schließlich auch vorweisen konnten – die Namen waren die Topographie der Feldmark im Kleinen. Oftmals kennzeichneten sie den Typ oder die Besonderheit des jeweiligen Gebietes. Seit Gründung der Stadt umfasste die Feldmark Teltow laut Landbuch des Kaisers Karl IV. insgesamt 68 Hufen. Im heutigen Flächenmaß sind das etwa 1.020 Hektar oder etwas über 10 Quadratkilometer. Alle in der Feldmark vorkommenden Flurnamen und ihre Flächengröße überliefert eine Quelle: die Bücher der Ackerkommune. Sie sind noch vorhanden und aufbewahrt im Kirchenarchiv Teltow sowie im Archiv des Heimatvereins Stadt Teltow 1990. Die Aufzeichnungen stammen aus der Zeit von 1819 bis 1943.

Die erste Flur auf unserer Wanderung durch Teltow war unter der Bezeichnung „Die Stegesträucherwiesen“ bekannt und auch so in den Katasterunterlagen eingetragen. Die sogenannten Stegesträucher säumten einst die Stelle, wo sich ein kleiner Steg über das Fließ spannte, welches den Teltower See mit dem Schönower See verband. Über diese Brücke gelangten die Teltower nach Schönow und Zehlendorf.

---

*Bild 1: In den Stegesträucherwiesen heute, links der Teltowkanal,  
Foto: Seider*

*Bild 2: Zehnruthengraben mit Blickrichtung in die Rötthepfähle,  
Foto: G. Nodort*

*Bild 3: Die Zehnruthen. Blick in Richtung Bahndamm und Heinersdorf,  
Foto: Seider*

*Bild 4: Der alte Weg nach Großbeeren mit dem Blick in die Theilinge,  
Foto: Seider*

*Bild 5: Im Holland mit Blick Richtung Altstadt, Foto: Seider*

*Bild 6: In den Buschwiesen, Foto: Seider*

Vordringlicher aber benutzten diese Brücke vor allem die Schönower auf ihrem Weg zur Kirche in Teltow und ihre Schulkinder, denn Schönow hatte bis ins 19. Jahrhundert keine Kirche und auch keine eigene Schule. Diese Sträucher – sie stehen auch heute noch hinter der inzwischen größeren Brücke auf Schönower Seite – erhielten also ihren Namen von dem in ihrer Nähe befindlichen Steg. Das erwähnte Fließ war hier bereits ein breiter Bach und führte in ganz früher Zeit den Namen „Telte“, wonach vermutlich die Landschaft „der Teltow“ sowie auch die hier liegende Stadt Teltow benannt wurden. Später wandelte sich der Name Telte in Bäke um, auch Beke geschrieben. Beginnend an der Brücke und bis an die nächste Feldflur bildete nun das Fließ Bäke die nördliche Begrenzung der hier aufgeführten Stegesträucherwiesen.

Bevor wir uns zur zweiten Feldflur wenden, soll der Name „Taterwiese“ zur Sprache kommen. Die Wiese umfasste nur eine kleine Fläche, besser eine Stelle. Unter Tater verstand man noch im 19. Jahrhundert „Zigeuner“. Und somit gab man dieser Wiese den heute vergessenen Namen Zigeunerwiese. Dort kampierten die fahrenden Leute, wenn sie die Stadt aufsuchen wollten, um ihre Kunststücke vorzuführen. Nach alten Gesetzen ließ man diese Menschen wohl nicht in die Stadt hinein. Die Taterwiese dürfen wir uns etwa dort vorstellen, wo sich heute der Kreisel nach Zehlendorf befindet.

Östlich schließen sich zwei kleinere Flächen an: „Die Bleichstelle“ und „Die Schweinehütung“. Beide lagen dicht am ehemaligen westlichen Ufer des Teltower Sees. Letztere gehörte zum Gemeinschaftsland der Ackerbürger, aber auch die Gärtner und Stadthandwerker ließen dort ihre Schweine hüten. Der Name Bleichstelle kommt vermutlich daher, dass die von den Teltower Leinewebern hergestellten grauen Leinestoffe, mitunter auch der zu Haspeln aufgerollte Leinenfaden, auf einem Bleichplatz der Sonne ausgesetzt werden mussten, um sie schön weiß werden zu lassen. Dabei wurden die Materialien über kurz geschnittenem Rasen aufgespannt und zusätzlich noch mit einem bleichenden wässrigen Mittel besprüht. Da in Teltow bereits im Spätmittelalter bis Anfang des 19. Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Leinewebergilde mit zeitweise über 20 Meistern ansässig war, könnte hier ihr gemeinschaftlicher Bleichplatz gewesen sein.

Weiter südlich, im ersten Bogen des Zehnruthengrabens, führt uns nun der Weg in „Die Röthepfähle“, eine mittelgroße Flur. Der Name selbst gibt Auskunft über ihren Ursprung und ihren Zweck:

Röthepfähle legte man an, um den Flachs zu rotten, zu röthen, damit er sich besser brechen ließ – ein Arbeitsschritt auf dem Weg zum späteren Leinengarn. Das Flachs röthen war eine sehr gewöhnungsbedürftige Angelegenheit, denn dem geernteten und dann gewässerten Flachs entströmten durch einen Fäulnisprozess sehr unangenehme Gerüche, und in der Tat waren die Röthepfähle in entsprechendem Abstand von der Stadt eingerichtet worden. Im 18./19. Jahrhundert verbot man dann das Rotten aus medizinischen hygienischen Gründen an Seen und Flussläufen.

Heute im Norden begrenzt von der Teltower S-Bahnlinie liegt die Feldflur namens „Die Ocken“. Diesen Flurnamen findet man auch in der Geschichtsliteratur und er bedeutet Neuanpflanzung oder Zuwachs. In Verbindung mit der Stadtgeschichte könnte dies auch heißen, dass diese Fläche nicht gleich am Anfang der Besiedlung urbar gemacht wurde, sondern erst zu einem späteren Zeitpunkt. Immerhin endete die Flur am südöstlichen Ufer des Teltower Sees und hatte eine teilweise hügelige und von Bäumen bestandene Geländestruktur. Übrigens findet der Heimatforscher diesen Flurnamen auch in naher Nachbarschaft im ehemaligen Berliner Dorf Lankwitz, hier aber „Auken“ geschrieben. Auch die Stahnsdorfer haben ihre „Oken“.

Die Worterklärung für die nächste Feldflur „Die Bölcken Stücke“ müssen wir leider schuldig bleiben. In Grimms Wörterbuch steht für bölcken: brüllen, blöken. Aber damit lässt sich nichts Eindeutiges anfangen. Die sogenannten Bölckenstücke nahmen den ganzen nördlichen Teil des heutigen Seehof ein und grenzten an die Feldmark von Giesensdorf (Zehlendorf).

Weiter nach Osten zu gelangen wir nun in die größte Feldflur von Teltow, „Die Zehn Ruthen“. Das sind 840 Morgen bzw. 210 Hektar. Sie erstreckt sich weit, entlang des Zehn Ruthen grabens bis hin zur Stadtgrenze an die Gemarkung von Heinersdorf. Das früher gebräuchliche Längenmaß, die Ruthe oder Rute entsprach nach heutigem Maßstab einer Distanz von 3,77 Metern als preußisches Rutenmaß. Zehn Ruthen ergäben demnach etwa 38 bis 40 Meter und es wäre denkbar, dass die jeweilige Breite der Ackerstücke in den Zehn Ruthen etwa in diesem Abstand abgesteckt war. Da in der Teltower Feldmark jedoch auch noch „die Achtruthen“ und „die Fünfruthen“ vorkommen, könnte unsere Theorie nicht ganz abwegig sein. Vielleicht waren die Äcker in den „Fünfruthen“ auch einmal viel fruchtbarer als die in den „Zehn Ruthen“ und brachten dementsprechend höhere Erträge, die dann in die Stadt gekarrt

werden mussten. Die Zehnruthen, die Achtruthen an der Heinersdorfschen Grenze, die Fünfruthen und danach die „Achtruthen an den Fünfruthen“ nehmen die gesamte südöstliche Feldflur von Teltow ein.

In der südöstlichsten Ecke der Gemarkung, am weitesten von der Altstadt entfernt, liegt die kleine Feldflur „Die Theilinge“. Dieses Gebiet geht weiter in Richtung Großbeeren in eine heideartige Landschaft über. Das heißt auch, dass hier der Boden nur magere Erträge gebracht haben dürfte. Die Entstehung des Flurnamens bleibt uns verschlossen, obwohl das Wort „teilen“ darin vorkommt. Im Vergleich mit allen anderen Flurnamen nehmen die Theilinge einen Sonderstatus ein und man wird bei dem Wortklang das Gefühl nicht los, dass dieser Begriff in die ganz frühe Stadtgeschichte von Teltow hineingehört.

Von den „Achtruthen an den Fünfruthen“ gelangt man in nördlicher Richtung in die sogenannten „Mühlen Stücke“, die zweitgrößte der Feldfluren. Ihr Name hat sich als einer der wenigen bis heute erhalten – das heutige Mühlenviertel. Dieser Flurname birgt kein Geheimnis, denn älteste Urkunden des 14. Jahrhunderts belegen eine Windmühle in Teltow. Sie wurde später „die adlige Mühle“ genannt; ihre Besitzer mussten die Pacht an die Kirche entrichten. Diese Mühle stand auf der gleichen Stelle, wo heute die Hilbrechtsche Mühle ohne Windräder steht.

Wir setzen unsere Flurwanderung aus den Mühlenstücken westwärts fort, hinein in das malerische „Holland“. Wie der Flurname verrät, entwässerten hier die Teltower ein vormaliges Sumpfgebiet und erhielten so Garten- und Weideland. Der größtenteils fruchtbare Boden erhielt einen außergewöhnlichen Flurnamen, nämlich „Die Kurzen Stücken“. Wahrscheinlich wollte jeder der Teltower Bauern ein Stück von diesem fruchtbaren Boden abkriegen und so entstanden ganz schmale, teilweise nur 15 Meter breite, dafür aber lang gestreckte handtuchgroße Ackerstreifen bzw. Gartenland.

Westlich der „Kurzen Stücken“ eröffnen sich dem Flurwanderer die „Buschkavelwiesen“ und die sogenannte „Nachthütung“, in Stahnsdorf auch Upstall genannt. Das Flurstück gehörte bis 1848 zum Gemeingut der Ackerkommune. Dort wurde das Vieh auch die Nacht über auf der Weide gehalten. Im Zuge der Separation löste die Kommune die Nachthütung auf. Das Weideland verkaufte sie stückweise an die Meistbietenden. Der Flurname „Buschkavelwiesen“ erklärt sich so: Unter Kaveln verstand man früher das Wort



auslosen, und so bedeutete Kavelwiese das an den jeweiligen Besitzer zugedachte Stück Wiese. Später verlor sich dieser Zusatz und aus den Buschkavelwiesen wurden die Teltower Buschwiesen.

In der äußersten südwestlichen Ecke der Stadtgemarkung liegt die Feldflur „Die Lindberge“. Überliefert findet man diesen Namen noch in einer Straßenbezeichnung. Der Berg oder besser Hügel ist auch heute in der Landschaft nicht zu übersehen. Die Linden, die einmal darauf gestanden haben müssen, sind nicht mehr anzutreffen und wir wissen nicht, in welchem Jahrhundert sie den Hügel bekrönten und so der Flur ihren Namen gaben.

Eine Besonderheit innerhalb der Teltower Flurnamen stellt „Der Striewitz“ dar, in älteren Aufzeichnungen auch „Striebitz“ genannt. Diese Flur liegt nördlich der Lindberge in einer Senke und ist größtenteils mit Bäumen und Strauchwerk bewachsen. Der Striewitz erstreckt sich weiter bis in die Feldmark von Stahnsdorf und führt dort den gleichen Namen. Die Bezeichnung ist unverkennbar slawischen Ursprungs und findet ihre Erklärung in der Tatsache, dass es noch um 1430 neben Deutsch-Stahnsdorf auch ein Wendisch-Stahnsdorf gab. Beide Dörfer haben sich später zum heutigen Nachbarort vereint.

Im Norden grenzt die drittgrößte Feldflur mit Namen „Die Hufen im Machnowschen Feld“ an. Das „Flußviertel“ liegt inmitten dieser ehemaligen Flur, welche noch vor gut hundert Jahren weitflächig von Getreidefeldern bedeckt war. Ein wiederum kleineres Stückchen in der Teltower Gemarkung füllt ihre westlichste Ecke und grenzt auch an (Klein-) Machnower Gebiet. Es trägt den Namen „Der Birkbusch“. Die dort heute noch anzutreffenden Birken deuten an, dass der Boden auch hier nur wenige Früchte hervorbrachte und dass sich der weite Weg von der Stadt bis hierher kaum lohnte.

An der nordwestlichen Peripherie trifft man auf den sogenannten „Mühlenwinkel“, ein Weideland. Der Name weist darauf hin, dass auch dort einmal eine Mühle gestanden hat. Die alte Wassermühle von Teltow am Beke-Fließ befand sich in großer Entfernung zu den Gehöften, was wohl mit der Lage und dem Funktionieren der Mühle zu tun haben könnte: Bei diesem weiten Abstand nämlich konnte man das Wasser des Fließes stauen, um dann beim Abfließen das Mühlenrad anzutreiben. Eine Mühle an dieser Stelle weist schon eine Urkunde aus dem Jahr 1299 aus. Auch im 18./19. Jahrhundert stand eine Wassermühle dort. Sie wurde „Mittelmühle“ genannt und die Betreiber „Mittelmüller“. Die Müller

mussten ihre Abgaben an den Magistrat entrichten, erhielten aber im Gegenzug alle Stadtrechte, so auch das Recht, auf hiesigem Friedhof begraben zu werden. Die Mühle hatte ihren Standort nahe der Rammrathbrücke, neben der Fläche, wo sich heute der Parkplatz zum Schwimmbad Kiebitzberge befindet, also noch auf Teltower Gebiet. Im Jahr 1805 wurde sie an den Kabinettsrat von Beyme verkauft und abgerissen.

Mit den letzten beiden Fluren beschließen wir unseren Rundgang in der Feldmark der Stadt Teltow. Sie lagen südlich des Beke-Laufes und westlich des Stadtwalles. Man nannte sie „Der Gersthof“ und „Die Gersthof Enden“. Wie der Name schon sagt, muss in der Frühzeit hier Gerste angebaut worden sein, und sichere Quellen geben an, dass der „Gersthof“ einmal Kirchenland war. Ein cleverer Stadtrichter, der „Adlige von Wilmersdorff“, verstand es, ihn sich anzueignen. Heute liegt der Fußballplatz innerhalb dieser ehemaligen Feldflur. Die „Gersthofenden“ waren nur schmale Streifen und sehr wahrscheinlich Weideland bzw. später Gartenland.

Kein Feldflurname, aber für die Stadt ein historischer Ort wird mit dem Begriff „Weinberg“ überliefert. Der heutige Friedhof „Am Weinbergsweg“ kennzeichnet die Stelle, der Weg trägt noch den Namen. Ja, auch in Teltow wurde noch bis ins 17. Jahrhundert Wein angebaut und daraus hauptsächlich der Messwein für das Abendmahl gekeltert. Der ehemalige Weinberg, eine flach ansteigende Erhebung in Südlage ist am Friedhof noch zu erahnen. Der Anbau von Wein ging hier früher ein als in anderen Orten der Mittelmark und der Weinberg wurde zu Obstgarten und Wiese. Das Areal selbst war lange Zeit Kirchenland. Kenner der Flora und Fauna sollen sogar im 20. Jahrhundert dort noch Pflanzen entdeckt haben, die auf den einstigen Weinanbau hindeuten.

---

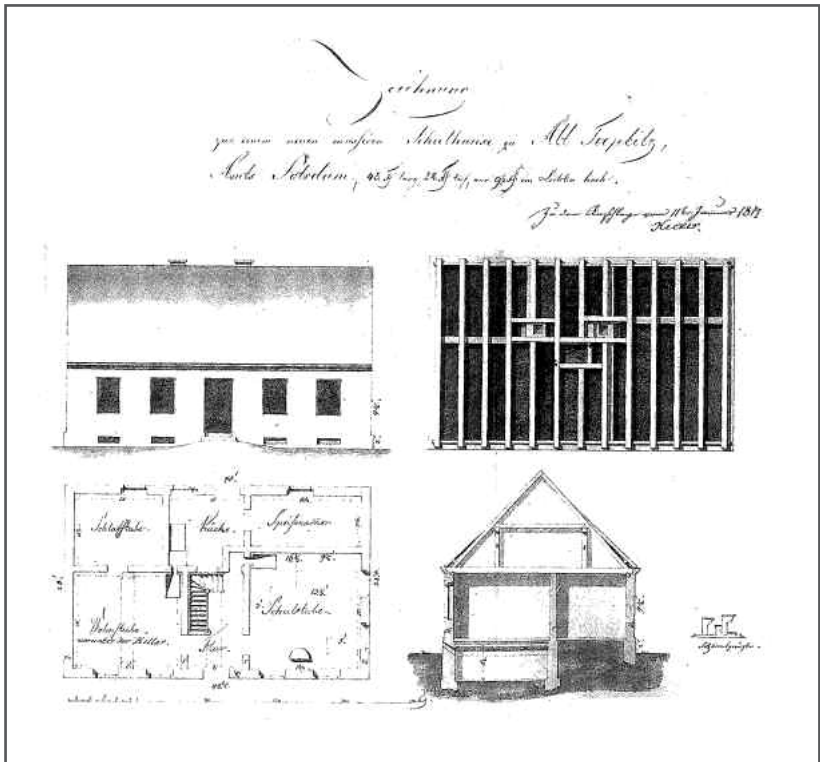
*Foto rechts oben: Der Striewitz, von Osten nach Westen gesehen*

*Foto: C. Fußwinkel*

*Foto rechts unten: Am ehemaligen Weinberg*

*Foto: Seider*





# Schulgeschichte eines märkischen Dorfes

Markus Vette, Ortschronist Werder-Töplitz  
markusvette@gmx.de

Die Schule war über lange Jahrhunderte eine Angelegenheit unter dem Bildungsmonopol der Kirche. Freilich sollte man Schulen an den Klöstern und in größeren Städten unterscheiden von der minimalen Unterweisung von Kindern auf dem Dorfe, was dem örtlichen Pfarrer bzw. dem Küster oblag. Mit der Reformation übernahm die lutherische evangelische Kirche die Bildungsfunktionen, nachdem die Klöster aufgelöst wurden. Gleiches galt und gilt für andere Konfessionen, wenngleich dies in der Mark Brandenburg erst später relevant wurde, als der Kurfürst 1619 vom lutherischen zum reformierten Bekenntnis wechselte. Da unter dem Großen Kurfürsten 1685 erstmals reformierte Schweizer Kolonisten aus Bern ins Golmer Bruch nach Potsdam kamen, ein halbes Jahr vor den Hugenotten, bestand in deren neuer Heimat, der Insel Töplitz, nicht mehr die einheitliche protestantische lutherische Kirche, sondern neben dieser die reformierte Schweizer Gemeinde. Jene hatte Kolonistenstatus, die Bedingungen für die Ansiedler waren vertraglich fixiert worden. Genau genommen hatte dieser Vertrag – weil mit einer auswärtigen Macht geschlossen – völkerrechtlichen Charakter.

Analog zu den beiden Bekenntnissen (lutherisch und reformiert) bestanden auf der geografischen Insel Töplitz auch zwei Schulen. Örtlich direkt neben der lutherischen evangelischen Kirche bestand und stand ein zugehöriges Schulgebäude, dessen Neubau (1817) noch heute im Ortskern von Alt Töplitz, nunmehr als Bürgerhaus, mühelos auszumachen ist. Die Schweizer Familien wurden nach 1685 in Neu Töplitz, Golm, wenige und kurzzeitig auch auf dem Gallin und in Leest angesiedelt. Sie knüpften später Verbindungen zu anderen Schweizer Ansiedlungen, bis nach Ostpreußen. Die Kinder der Schweizer Familien aus Neu Töplitz wurden in einem Haus in Neu Töplitz unterrichtet, die Kinder der Schweizer Familien aus Golm wiederum in Golm.

---

*Foto links oben: Das Küsterhaus ist heute Bürgerhaus*

*Plan links unten: Küsterhaus von 1817 und späteres Schulhaus*

Die Koexistenz der Schweizer (Neu Töplitz und Golm) und der lutherischen Schulen mag zunächst geräuschlos funktioniert haben, jedoch entwickelt eine solche Koexistenz bzw. Parallelität auch bald eine eigene Dynamik, etwa wenn die Kinder erwachsen werden und womöglich einen Partner aus der anderen Konfession heiraten. Welcher Pfarrer war da zuständig, welcher Küster hatte das Recht auf den Dienst und die Bezahlung etc.? Waren die Lehrstellen der parallelen Schulen vergleichbar dotiert? Diesen Umstand zweier parallel zueinander bestehender Schulunterweisungen zu berücksichtigen verspricht detaillierte Darlegungen und Erkenntnisse zur Schulentwicklung in einem brandenburgischen Dorf.

Die ältesten Archivalien nach der Ersterwähnung – Kirche und Schule betreffend – handeln von 1654 und geben zu erkennen, dass der damalige Pfarrer von Töplitz mit dem Vorwurf, den Hirten schwer geschlagen zu haben, sodass dieser verstarb, verhaftet und womöglich in die Feste Spandau eingeliefert wurde. Der Gottesmann war wohl gewohnt, Probleme durch Gewaltanwendung zu lösen, was ja drei Jahrzehnte lang Kriegspraxis war und sich auch in der Plünderung der (Alt) Töpplitzer Kirche durch die Schweden 1685 erneut ereignete. Einem Vermerk aus dem Jahre 1728 entnimmt man, dass das Pfarrhaus in Töplitz vor 114 Jahren, also im Jahre 1614, errichtet worden war und 1728 ein Neubau gewünscht wurde. Die ältesten Zeugnisse einer Art Schule in Töplitz dürften sich allein schon mit diesen Angaben deutlich von dem unterscheiden, was sich mit und nach der Aufklärung als Anspruch einer Schule im modernen Verständnis darstellte. Wurden die Kinder lutherischer Familien in der lutherischen Lehre unterrichtet, so erhielten die Kinder der reformierten Familien ihre Unterweisungen in Neu Töplitz und Golm: Ein Pfarrhaus in Nattwerder war zwar im Ansiedlungsvertrag der Schweizer vorgesehen, doch gab dies der knappe Raum in Nattwerder nicht überzeugend her. Erst 1752 drängten die Schweizer erfolgreich auf die Errichtung des zuge-sagten Pfarrhauses, welches schließlich auch gebaut wurde, jedoch seinem ersten Bewohner kein Glück brachte: Es war feucht und kalt, der Prediger wurde schließlich depressiv. Sein Nachfolger ging wieder zurück nach Potsdam zum Wohnen.

Im Jahre 1717 forderte ein Edikt des Königs Friedrich Wilhelm, dass die Kinder in der Mark Brandenburg zur Schule zu gehen haben. Doch zwischen diesem theoretischen Anspruch und der Praxis auf dem Dorfe lagen Welten. Grundsätzlich ist eine Stadt- von einer Landschule, was die Qualität, Bildung und nicht zuletzt die deutlich

verschiedene Bezahlung der Lehrer betrifft, zu unterscheiden. Darüber hinaus sollte sich noch zum Ende des 19. Jahrhunderts für das Dorf Alt Töplitz herausstellen, dass Kinder, die nicht zuletzt billige Arbeitskräfte im elterlichen Feld und auf dem Hof waren, der Schule fernblieben. Ein imposantes Edikt des Königs gibt demnach den Rückschluss auf die tatsächliche Realisierung der Schulpflicht keineswegs her.

Als 1728 in Töplitz das alte Pfarrhaus abgerissen werden sollte, dauerte es bis 1730, bis der Schulbau in Töplitz erfolgte. Der König gab für den Bau freies Bauholz und die örtliche Gemeinde blieb bei den Baukosten sogar unter dem selbst gesetzten Limit. So etwas gab es wirklich. Man findet nicht nur in Deutschland aus dieser Zeit solche Schulbauten. Dieser Predigerhausbau sollte mehr als zwei Jahrhunderte bestehen. Ein zum Pfarrhaus naheliegendes Küsterhaus, in dessen „Wohnzimmer“ Kinder unterrichtet wurden, ist trotz fehlender Akten denkbar. Das Küsterhaus von 1817 wurde später erweitert und beherbergte schließlich im Obergeschoss eine Lehrerwohnung. Ältere Töplitzer wissen: Dort wurden auch die Kokons der Seidenraupen getrocknet, denn Seidenraupenzucht an Maulbeerbäumen wurde immer wieder vom König gefordert. Das heute als Bürgerhaus bekannte Gebäude erhielt schließlich 1895 einen Anbau im rechten Winkel. Der Schulunterricht in (Alt) Töplitz wurde mit wachsender Schülerzahl, die auf die Bevölkerungsentwicklung ab 1860 zurückzuführen war, nach dem zweiten Weltkrieg auch im gegenüberliegenden Gehöft von Petsch erteilt. Die deutlich weniger Neu Töplitzer Schüler besuchten ihr eigenes Schulgebäude in Neu Töplitz.

1941 sah man – drei Jahre vor Kriegsende – laut Akten einen Neubau einer Schule für Alt Töplitz vor. Wieder klafften Plan und Wirklichkeit weit auseinander: es wurden mehr als drei Jahrzehnte, bis das Schulgebäude der „Ernst-Schneller-Schule“ in Töplitz 1976 bezogen werden konnte. Die Turnhalle zur Schule wurde sogar erst 1989 fertig, nachdem zuvor lange Jahre der Saal der Gaststätte „Zum großen Zernsee“ für den Sportunterricht genutzt wurde. Und nach dem Neubau des Schulgebäudes 1974 und der Turnhalle 1989 wurden nach 1990 endlich auch neue Inhalte und Formen im Schulsystem des Bundeslandes Brandenburg auf die Tagesordnung gesetzt. Ein Schulförderverein wurde gegründet. Die Grundschule erfreut sich großer Beliebtheit und guter Nachfrage. Aktuell besuchen über 180 Schüler die Inselschule Töplitz

Mitte des 18. Jahrhunderts sind in Preußen die ersten Anstrengun-

gen zur Professionalisierung des Lehrerberufs zu verzeichnen. Mit dem Johann Julius Heckerschen Seminar in Berlin wurde 1748 unter König Friedrich II. der Grundstein für die Ausbildung von Lehrern in Preußen gelegt. Das Projekt war jährlich von Zuschüssen des Königs abhängig und somit lange Zeit nicht fest institutionalisiert. Es überrascht den Leser kaum, dass eine wesentliche qualitative Veränderung in der Lehrerausbildung in Brandenburg bzw. Preußen erst im Nachgang zur französischen Revolution, genau genommen im Kontext der Reformen von Stein und Hardenberg nach 1806 erfolgte. Wilhelm von Humboldt, der selbst nie eine öffentliche Schule besuchte, etablierte schließlich maßgeblich das dreigliedrige Schulsystem. Humboldts Mitstreiter Regierungsrat Ludwig Natorp etablierte 1817 ein Schullehrerseminar in Potsdam, das 1851 in das Schloss Köpenick verlegt wurde. Voraussetzung für die Aufnahme in das Lehrerseminar war die Eignung dafür, welche Jungen in sog. Präparandenanstalten erlangten. Dies waren zunächst private, später auch kommunal organisierte Einrichtungen.

Die Präparandenanstalten wurden überwiegend von Kandidaten aus der Region besucht. Der Wechsel eines Kandidaten an das Lehrerseminar und der Schuleinsatz erfolgten später auch an andere Orte. So wundert es nicht, dass die Mitte des 18. Jahrhunderts gewünschte und in Angriff genommene Lehrerausbildung – im Falle von Töplitz – erst im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts das Ergebnis erbrachte, nämlich einen professionellen, das heißt „seminaristisch ausgebildeten“ Lehrer im Dorf. In Töplitz wirkte lange Jahre der Lehrer Gantzer, der noch keine solche Ausbildung vorweisen konnte und dennoch bei den Visitationen gute Bewertungen erlangte. Sein Sohn war der erste Lehrer am Ort mit einer entsprechenden Ausbildung.

Nicht vergessen sollte man den Umstand, dass ein Lehrer auf dem Dorfe keineswegs ein materiell gesichertes Leben führen konnte. Die Lehrerstelle wurde durch Geld und Naturalien ausgestattet, sodass der Lehrer von der Wirtschaftskraft des Ortes, von den Erträgen und Leistungen der Bauern sowie von Erträgen des eigenen Feldes und Gartens abhängig war. Nicht jeder Lehrer vermied es, die Schüler für seine eigene Wirtschaft bzw. „Nahrung“ in Anspruch zu nehmen. Zur sozialen Situation des Dorflehrers in Töplitz lassen uns die Akten wissen, dass 1860 eine 21-jährige Lehrerstochter verstarb, dass die Eltern noch vier „minorene“ Kinder zu versorgen hatten und dass 1864 auch noch des Lehrers 27-jährige Tochter an „Auszehrung“ verstarb. Man sollte sich also keine allzu idyllischen Vorstellungen über den Lehrerberuf auf dem Dorfe



machen. Die soziale und Wohnsituation des Lehrers war seinerzeit so desolat, dass immer wieder detaillierte Mängelaufstellungen erstellt und Reparaturen beantragt wurden. Diese Schriftstücke sind zum Teil erhalten und liefern heute beeindruckende und detailreiche Einblicke in die Lebenswirklichkeit der Lehrerfamilie im Dorf.

Wenn es im Allgemeinen Landrecht der Preußischen Staaten von 1794 heißt, die Schule sei eine Veranstaltung des Staates, so lehren die Kirchenvisitationen aus dem 19. Jahrhundert, die im Domstiftsarchiv Brandenburg bewahrt werden, dass die Kontrolle der Schulen in der Praxis eine Sache der Kirche war und blieb. Bis 1918 war der theoretische Anspruch des Preußischen Landrechts von 1794 nicht erfüllt! Schließlich waren der preußische König und später der deutsche Kaiser oberster Dienstherr für die evangelische Kirche in Deutschland, die wiederum als ein stets treuer Diener im Bündnis von Thron und Altar fungierte. Und wenn noch 1923 der Töplitzer Pfarrer den Lehrer als „meinen kirchlichen Mitarbeiter“ bezeichnete, so wird die mentale Konstellation der Kirchenvertreter sehr deutlich vermittelt. Als man nach 1918 Kirche und Staat bzw. Schule zu trennen versuchte, was bekanntlich bis heute nicht wirklich gelang, tritt man in Töplitz, ob die Auktion zur Neuverpachtung der Kirchenäcker im Gebäude der Schule stattfinden darf, denn es ging ja erkennbar um ein kirchliches Interesse an der Pacht. Der Pfarrer reklamierte jedoch ein allgemeines öffentliches Interesse, denn je höher die Pachterträge für die Kirche waren, desto geringer wäre die verbleibende Last der Öffentlichkeit. Das war dialektisch, oder? Der Pfarrer, der Arzt und gegebenenfalls der Lehrer waren die Autoritäten im Dorf. Ihr Zusammenwirken und ihre Konflikte findet man in den staatlichen, kommunalen und Kirchenakten, während andere Konflikte nicht aktenkundig wurden. In Töplitz gab es neben diesen Akteuren (später einen ersten sowie auch zweiten Lehrer) den Gastwirt, vier Bauernhöfe und eine Reihe von Kossäten und Einliegern. Die Gebildeten waren der Pfarrer und der Lehrer, letzterer unter der Kontrolle des Pfarrers. Diese Personen saßen sich auch in der örtlichen Kirchenleitung gegenüber, wo es handfeste, praxisrelevante Entscheidungen zu treffen gab, die finanziell getragen werden mussten. Kommunalpolitik ist nicht konfliktfrei und bleibt konkret und Geld kann nur einmal ausgegeben werden. Auch ändern Menschen ihre Ansichten, wenn sie etwa Einsichten gewinnen, und auf dem Dorf besteht doch erhebliche Sozialkontrolle. In Töplitz vollzog sich die Trennung von Kirche und Schule langsam und schrittweise nach dem Ende der Kaiserzeit, als man etwa auch darüber stritt, wer welche finanziellen Lasten zu tragen hat.

Das alte Pfarrhaus in Alt Töplitz stand bis 1912 parallel zum Schulhaus, also dichter an der Dorfstraße. Als Schulgebäude dienten in Alt Töplitz bis dahin das heutige Bürgerhaus und das große Petschsche Wohnhaus gegenüber sowie in Neu-Töplitz, das Haus Weinbergstraße 13. Zum Sportunterricht ging man in den großen Saal der Gaststätte, der späteren Pension „Am kleinen Zernsee“. Als Hort fungierte das Gebäude Mittelbruchweg 8. Der Allgemeinbildenden zehnklassigen Polytechnischen Oberschule „Ernst Schneller“ war ein Hort zugeordnet. Im letzten Jahr der DDR wurden Turnhalle und Sportplatz fertiggestellt, wodurch die Bedingungen deutlich besser wurden. Nach der Gründung des Landes Brandenburg wurde aus der Schule 1991 eine Grundschule, die 1993 den Namen „Inselsschule“ annahm. Lehrer und Eltern arbeiteten ein besonderes Schulprofil heraus. Schulhof, Spielplatz und Schulgarten wurden in Etappen gestaltet. Seit Mitte der 90er Jahre besuchten auch Grundschüler aus Golm die Töplitzer Schule. Im Jahre 2003 wurde Töplitz im Zuge der Gemeindegebietsreform nach Werder (Havel) eingemeindet, die Schüler aus Golm, welches nun zur Landeshauptstadt Potsdam gehört, konnten weiter zur Inselsschule Töplitz kommen. Seit 2003 wurden Flex-Klassen eingerichtet, Medienraum und Bibliothek wurden gebaut, Schüler aus Werder und Grube kamen in die Inselsschule. Seit 2005/6 fungierte die Inselsschule als „Verlässliche Halbtagschule mit integrierter Kindertagesbetreuung“. 2009 besuchten nun mehr als 180 Schüler die Inselsschule. Seitdem präsentiert sich die Schule mit verschiedenen Projekten über das ganze Jahr vor Ort.



*Das Petschsche Wohnhaus*

# Petrus Zepernick – ein evangelischer Bekenner in Wittbrietzen anno 1525?

*Detlef Fechner, Wittbrietzen  
Detlef-Fechner@web.de*

Die 1873 vom damaligen Ortspfarrer C. L. Knopff begonnene und handschriftlich verfasste Chronik wartet bezüglich des Beginns der Reformation in Wittbrietzen mit einer erstaunlichen Nachricht auf: „Hier in Wittbrietzen, soweit unsere Nachforschung sich erstreckt hat, ist Luthers Wort zuerst von allen ringsum liegenden Ortschaften an- und aufgenommen worden, denn auf Grund einer Notiz im Kirchbuch ist 1525 der hiesige katholische Pfarrer als evangelischer Bekenner aufgetreten. Er wird an der gedachten Stelle genannt Dominus Petrus Zepernick, gebürtig aus Luckenwalde.“

Ebenso meldet das Pfarrerverzeichnis für Brandenburg von O. Fischer, dass Petrus Zepernick von 1525-1554 als Pfarrer in Wittbrietzen tätig war. Und nicht zuletzt gehen einige namhafte Verfasser von Fachartikeln zum Reformationsgeschehen in Brandenburg davon aus, dass in Wittbrietzen bereits 1525 die Reformation eingeführt wurde, ohne diese Angabe jedoch mit Quellen zu belegen.

Dies entspräche nun einer kleinen Sensation. Denn für das ganze damalige Brandenburg findet sich für diesen Sachverhalt nur eine Parallele, dass sich zu einem so frühen Zeitpunkt ein offizieller Pfarrer als lutherischer Bekenner etablieren konnte. Es handelt sich dabei um das altmärkische Altenhausen, in welchem 1524 durch den Patronatsherrn Matthias von der Schulenburg der Pfarrer Bernhard Brüchner zum evangelischen Prediger berufen wurde. Warum nur für zwei märkische Dörfer eine so frühe Erwähnung von evangelischen Pfarrern? Schließlich war im benachbarten Kurfürstentum Sachsen – mit Wittenberg als Residenzstadt – die reformatorische Erneuerung des kirchlichen Lebens schon in vollem Gange. Sind für andere Dörfer entsprechende urkundliche Belege lediglich verloren gegangen? Oder muss man diese Tatsache als eine große Ausnahme begreifen, da in Brandenburg der politische und religiöse Gegenwind von Seiten des Kurfürsten sowie von Teilen des Adels und des Klerus noch bis 1539 so groß war? Auf alle Fälle lässt sich am Beispiel von Altenhausen erkennen, dass ohne die Initiative bzw. Befürwortung der zumeist adeligen Patronatsherrn das Wirken eines offiziell berufenen evangelischen Pfarrers undenkbar war.

Wie war diesbezüglich die Situation in Wittbrietzen? Beim „Dominus Petrus Zepernick“ kann es sich nicht um einen lutherischen Wanderprediger gehandelt haben, sondern nur um den berufenen Pfarrherrn. Finden sich also auch in Wittbrietzen adelige Patronats herrn mit starken Sympathien für die lutherische Erneuerung der Kirche und zugleich mit dem Mut, damit in eine riskante Opposition zum Kurfürsten zu gehen? Leider finden sich zur Beantwortung der letzten Frage keine eindeutigen Quellen, im besten Falle zarte Indizien.

Betrachten wir zunächst kritisch diejenigen Belege, auf Grund derer der damalige Pfarrer Knopff zu seiner Aussage kommt. Denn eines ist gewiss: Trotz intensiver Suche fanden sich keinerlei andere Spuren zum Beginn der Reformation in Wittbrietzen, als sie uns über die alten Kirchenbücher und die oben genannte Chronik überkommen sind. Dabei stoßen wir auf das erste Problem, da die heute und zur Zeit von Knopff vorhandenen Kirchenbücher nur bis 1693 zurückreichen. Allerdings konnte Knopff auf eine Abschrift eines seiner Amtsvorgänger zurückgreifen, nämlich des Pfarrers und Magisters Andreas Neumann, welcher von 1705 bis 1731 in Wittbrietzen wirkte. Von ihm und seiner Frau finden sich noch zwei Epitaphe an der Südseite der Dorfkirche. Zu Zeiten Pfarrer Neumanns existierten jedoch die älteren Kirchenbücher noch, wenn gleich, wie dessen Amtsvorgänger Lange bereits bemerkte, diese „nur unordentlich geschrieben, so daß Taufen, Trauungen und Leichen alles übereinandergesetzt war“. Auf Grundlage dieser älteren Kirchenbücher verfasste Neumann ein Pfarrerverzeichnis, welches in der Tat Petrus Zepernick als ältesten namentlich bekannten Pfarrer von Wittbrietzen erwähnt. Da wir an anderer Stelle von Neumann erfahren, dass 1717 am 30. Oktober das 200. Reformationsjubiläum „unter Abhaltung der Communion und mit Collecte für die Armen“ gefeiert wurde, ist es gut denkbar, dass Neumann genau aus diesem Anlass das Verzeichnis mit den ersten evangelischen Pastoren von Wittbrietzen verfasst hat. Dieses Verzeichnis zitiert Knopff wörtlich und es beginnt folgendermaßen:

„Pastores huius loci unter deren Herren Patronis derer von Flans und Barleben, bis dieselben 1682 vom Kurfürsten Friedrich Wilhelm sind ausgekauft worden:

1. Dominus Petrus Zepernick von Luckenwalde, der erste evangelische Prediger 1525.
2. Dom. George Schultze, der von Langerwisch hergezogen anno 1554.“

Bei oberflächlicher Lesart scheint damit der Beweis erbracht, dass

in Wittbrietzen seit 1525 eine evangelische Predigt zu vernehmen war und wohl auch das Abendmahl in beiderlei Gestalt gereicht wurde. Doch ist es wirklich denkbar, dass Zepernick 1525 seinen Dienst als katholischer Priester begann und noch im selben Jahr „die Fahnen wechselte“? Dies hätte wahrscheinlich einen massiven Konflikt mit seinem Patronatsherrn zur Folge gehabt, der ja vermutlich alles andere als einen „lutherischen Ketzler“ zur Anstellung bringen wollte. Leider werden wir nicht mehr in Erfahrung bringen, auf Grund welcher Angaben in den alten Kirchenbüchern Neumann zu seiner Mitteilung gelangte, dass Zepernick ab 1525 der erste evangelische Prediger war. Konnte er wirklich in den „unordentlich geschriebenen“ Verzeichnissen betreffs Taufen, Trauungen und Beerdigungen weitere und genauere Informationen zum Reformationsgeschehen finden, als die bloße Angabe des jeweils amtierenden Pfarrers? Und konnte er überhaupt auf originale Dokumente aus der Reformationszeit zurückgreifen? Denn in einer Nebenbemerkung schreibt der Chronist Knopff, dass die „hie-sigen Kirchenbücher von 1593“ in einem Urteil des Kammergerichts am 1. März 1751 Erwähnung fanden.

Es gibt weitere Gründe, Neumanns Angaben mit einem gewissen Misstrauen zu betrachten. Nachdem 1535 der streng antireformatorische Kurfürst Joachim I. gestorben war, begann sein Sohn und Nachfolger Joachim II. mit einer vorsichtigen Annäherung an die lutherische Reformation. 1541 beauftragte er eine Kommission von gelehrten Männern, die einzelnen Kirchengemeinden zu besuchen. Treuenbrietzen und die umliegenden Dörfer wurden von dieser Kommission am 23. und 24. Mai 1541 visitiert, also in der vermeintlichen Amtszeit von Zepernick. Die Protokolle dieser Visitationen sind weitgehend erhalten geblieben. Betreffs Wittbrietzen finden sich darin zwei aufschlussreiche Bemerkungen: Zum einen erfahren wir, dass wenige Wochen vor der Visitation innerhalb der Fastenzeit sowohl das Pfarrhaus als auch das Küsterhaus abgebrannt sind. Da beide Häuser zirka 100 Meter entfernt voneinander lagen, muss vermutet werden, dass es sich um einen größeren Dorfbrand gehandelt hat. Ob dabei auch die vorhandenen Kirchenbücher verbrannten? Aussagekräftiger und eindeutiger ist jedoch die zweite Bemerkung, dass der damalige Pfarrer „hat zum Inuentario (Inventar) nichts befunden, dieweil er auch ist vorbrandt (verbrannt) und nicht lang uff der Pfarr gewonet (gewohnt)“. Wir erfahren hier, dass der Pfarrer vom Frühjahr 1541 noch nicht lange im Pfarrhaus gewohnt hat. Wie deckt sich diese Information nun mit der Auflistung von Neumann, nach welcher Zepernick offensichtlich von 1525 bis 1554 Pfarrer in Wittbrietzen gewesen sein soll?

Wenngleich die Zweifel wachsen, so ist damit keinesfalls widerlegt, dass Petrus Zepernick nicht doch schon 1525 als evangelischer Bekenner in Wittbrietzen aufgetreten sein könnte. Dann hätte jedoch seine Amtszeit vor 1541 enden müssen. Warum schweigt aber das Neumannsche Verzeichnis von einem Amtsnachfolger von Zepernick, der etwa von 1541 bis 1554 in Wittbrietzen amtiert haben dürfte? Waren die ihm vorliegenden Dokumente in ihrer Aussagekraft einfach zu dürftig? Als relativ gesichert könnte hingegen gelten, dass sich für das Jahr 1525 ein Pfarrer Petrus Zepernick aus Luckenwalde stammend in Wittbrietzen nachweisen ließ.

Lassen sich nun anderweitige Lebensspuren zu Zepernick finden, durch die sich Rückschlüsse auf seine Zeit in Wittbrietzen treffen lassen? Für die Zeit nach 1500 war es durchaus möglich, dass ein Priester bereits an einer Universität studiert hat. Doch weder in den Universitätsmatrikeln von Frankfurt/Oder, Wittenberg, Leipzig oder Rostock findet sich sein Name als eingeschriebener Student verzeichnet. Seine Herkunft aus Luckenwalde ließe ebenso an eine Laufbahn als Mönch im nahen Kloster Zinna denken. Doch auch hier Fehlanzeige, da nur sehr wenige Namen von den Mönchen aus der damaligen Zeit überliefert wurden. Allerdings ist bekannt, dass es unter den Zisterzienserbrüdern in Zinna schon frühzeitig Sympathien für die lutherische Erneuerung des Glaubens gegeben haben muss. 1520 promovierte nämlich der dortige Mönch Heinrich Greve in Wittenberg und dessen Disputation fand unter dem Vorsitz von Luther statt. Und genau dieser Heinrich Greve wurde 1536, obwohl er offen dem neuen Glauben anhing, von seinen Mitbrüdern zum Abt gewählt. Dies ist nicht anders zu erklären, als dass auch viele Mitbrüder reformationsfreundlich gesinnt waren. Führen die biografischen Spuren von Zepernick vielleicht doch nach Zinna, auch wenn keine Dokumente dies belegen?

Wenden wir uns nun der Frage zu, mit welcher Wahrscheinlichkeit die damaligen adeligen Patronatsherrn den Bekenntniswechsel von Zepernick betrieben, gefördert oder zumindest geduldet haben könnten. Denn ohne deren wohlwollende Unterstützung oder Duldung lässt sich die Einführung der Reformation in einer Kirchengemeinde überhaupt nicht vorstellen. Wittbrietzen war nach 1500 ein Dorf mit 120 bis 150 Einwohnern. Seit etwa 1440 etablierte sich in diesem einst reinen Bauerndorf ein Rittergut derer von Schlieben, denen auch das Kirchenpatronat oblag. 1523 kam es zum Verkauf des Rittergutes an die Brüder Georg und Dietrich von Flans. Diese teilten das Gut, sodass es hinfort zwei Gutshäuser im Ort gab. Das Kirchenpatronat wurde gemeinsam von beiden Brüdern aus-

geübt. Das Visitationsprotokoll von 1541 vermerkt noch ihre Patronatsrechte. Da jedoch Georg Burgvogt in Köpenick und Dietrich Burgvogt in Trebbin war, werden beide Brüder nur selten in Wittbrietzen vor Ort gewesen sein. Die beiden Güter werden vorrangig ihren Kindern als Lebensmittelpunkt und zu deren Versorgung gedient haben. Ihre Funktion als kurfürstlicher Burgvogt weist beide Brüder als hohe Beamte des Kurfürsten Joachim I. aus. Zudem dienten ihm beide Brüder als besoldete Räte in der kurfürstlichen Geheimratsstube, also dem kurfürstlichen Kabinett. Ferner ist bekannt, dass beide schon als Kinder/Jugendliche am kurfürstlichen Hof in Berlin als Edelknaben bzw. Pagen dienten und so engste familiäre Kontakte zur kurfürstlichen Familie entstanden waren. Dieses besondere Vertrauensverhältnis mag dazu beigetragen haben, dass Georg von 1505 bis 1515 am Berliner Hof unter Joachim I. das sehr hohe Amt des Hofmarschalls bekleidete und Dietrich um 1512 das ebenso bedeutende Amt des Oberhofmeisters. Ist es daher denkbar, dass beide Brüder, die ihre beeindruckende Karriere nicht zuletzt dem Vertrauen des massiv gegen die „lutherische Ketzerei“ eingestellten Joachim I. verdankten, sich zumindest in religiöser Hinsicht in Opposition zum Kurfürsten begeben haben?

Wie bereits gesagt, es finden sich keine eindeutigen Belege zur Beantwortung dieser Frage. Dennoch gibt es zwei vage Indizien, die es durchaus denkbar machen, dass Georg und Dietrich zu den frühen adeligen Sympathisanten der Reformation zu zählen sind.

So beauftragte im Herbst 1537 der noch junge Kurfürst Joachim II. Dietrich von Flans mit einer delikaten Mission. Dieser sollte in das lutherische Kursachsen zur erkrankten Mutter des Kurfürsten reisen und sie zur Rückkehr nach Brandenburg bewegen. Denn bereits im Frühjahr 1528 ist jene Kurfürstin Elisabeth wegen ihres evangelischen Bekenntnisses vor den Nachstellungen ihres Mannes Joachim I. ins sichere Sachsen geflüchtet und hat seitdem brandenburgischen Boden nicht mehr betreten. Warum wurde nun gerade Dietrich von Flans mit dieser Mission betraut? Gewiss, er war seit Jahrzehnten ein enger Vertrauter der kurfürstlichen Familie. Doch 1537 hatte Joachim II. seinen persönlichen Bekenntniswechsel noch nicht vollzogen. War es da nicht ratsam, jemanden zur geflüchteten Mutter zu senden, von dem diese nur zu gut wusste, dass er ebenfalls seit langem Sympathien zur evangelischen Sache hegte?

Und zweitens ist von der Tochter und vom Schwiegersohn des Dietrich von Flans zu reden. Seine Tochter Anna vermählte sich 1521 mit dem aus der Niederlausitz stammenden Landadeligen Kaspar

von Köckritz. In seinen Jugendjahren – bis 1520 – diente dieser als Edelknappe am Hof Friedrichs des Weisen in Wittenberg. Die Anfänge der Reformation konnte Köckritz also hautnah miterleben und in der Folge wurde er zu einem glühenden Anhänger und Vertrauten von Luther. Für Luther war Köckritz eine Art „Vorzeige-Junker“ und nicht zuletzt deshalb widmete er ihm 1530 seine Auslegung des 111. Psalms. Nach dem Tode seines Vaters 1521 musste Köckritz mit seiner Frau Anna jedoch zunächst das väterliche Gut in Seese in der Niederlausitz übernehmen. Sogleich versuchte er dort in den Jahren 1523/24, zunächst gegen den Willen des amtierenden Pfarrers und des zuständigen Patronatsherrn Jakob von der Schulenburg, lutherische Reformen für den Gottesdienst durchzusetzen. Dies ging so weit, dass er auf eigene Kosten einen lutherisch gesinnten Prediger anstellte, in voller Konfrontation zum offiziellen Pfarrer der Gemeinde.

Darf man an dieser Stelle nun vermuten, dass das protestantische Feuer des lutherischen Eiferers Kaspar von Köckritz auch auf seinen Schwiegervater und Onkel übergeschlagen ist? Oder waren gar die beiderseitigen Sympathien für die reformatorische Sache bereits Grundlage für die Einwilligung zur Hochzeit im Jahre 1521? Dies alles sind nur Vermutungen und mit letzter Gewissheit lassen sich keine Aussagen treffen. Eine rührende, wenngleich historisch nicht immer zutreffende literarische Erzählung von Arthur Jänicke basiert genau auf dieser Annahme. Darin bewegt Kaspar von Köckritz die beiden Flans-Brüder zur Anstellung des Petrus Zepernick als evangelischen Prediger von Wittbrietzen. In dieser Erzählung wird Zepernick als entfloherer Mönch aus Zinna beschrieben.

Im Ergebnis der Abwägung aller angestellten Überlegungen kann nun weder ausgeschlossen noch mit Sicherheit bestätigt werden, dass Petrus Zepernick 1525 in Wittbrietzen als evangelischer Bekenner in Erscheinung trat. Deutlich wurde jedoch, dass die Kirchenbücher, die dem Pfarrer Neumann zur Verfügung standen, sehr dürftiger Natur gewesen sein müssen. Mit Fehlinterpretationen über den Beginn der Reformation in Wittbrietzen ist also schon bei Neumann zu rechnen. Zepernick mag zwar ab 1525 Pfarrer von Wittbrietzen gewesen sein. Doch sein Bekenntniswechsel zu diesem frühen Zeitpunkt ist wohl eher unwahrscheinlich. Zumindest mag es nicht ausgeschlossen gewesen sein, dass er dafür bei seinen Patronatsherren Georg und Dietrich von Flans fördernde Unterstützung gefunden hat.

*Literatur- und Archivangaben können bei den Chronisten eingesehen werden.*





*Jugendbildnis Caspar von Köckritz von 1521, Lucas Cranach d.Ä.,  
Original im Staatlichen Museum Schwerin, Repro Fechner*



# Kultur in Buchholz

*Annette Heese, gemeinnütziger Dorfverein Buchholz/Zauche  
lutz.pahl@gmx.de*

Nach Gründung der DDR wurden in Buchholz bei Beelitz die vielen kulturellen Aktivitäten weitergeführt, wie zum Beispiel das Hahnereiten, Fastnachten und Erntefeste. Hinzu kamen die jährlichen Frauentagsfeiern, die immer sehr ausgiebig und ausgelassen begangen wurden.

Einen großen Anteil am kulturellen Leben hat hier bei uns die Blasmusik. Das Orchester wurde im Jahre 1958 von Richard Stein, Willi Herrmann, Hans Scholz, Paul Herrmann und Gerhard Schubert gegründet. Es hat sich ständig entwickelt und Buchholz weit über seine Grenzen hinaus bekanntgemacht. Die Musiker treffen sich bis heute einmal wöchentlich zur Probe. Das Fest der Blasmusik – inzwischen hatten wir schon weit über 50 – ist das größte jährliche Event in unserem Dorf.

Um das kulturelle Leben besser organisieren zu können, wurde im Jahr 1966 der Dorfklub gegründet. Die Leitung übernahm Erwin Kaplick. Außerdem waren Vera Scholz, Werner Gürtler und Günter Müller hier aktiv. 1970 übernahm Rainer Sommer die Leitung des Dorfklubs und wirkt seitdem unermüdlich für das kulturelle und gesellschaftliche Leben in Buchholz. So wurden neben den traditionellen Festen auch regelmäßig Tanzveranstaltungen durchgeführt, die bis zur Schließung der Gaststätte Wunderlich Anfang der siebziger Jahre immer abwechselnd in beiden Buchholzer Gaststätten stattfanden. Es wurde eng mit der Freiwilligen Feuerwehr zusammengearbeitet, die meist Träger der Veranstaltungen war. Auch zu DDR-Zeiten war das Erntefest immer mit einem Kindertanz und anschließendem Lampionumzug verbunden. Auf dem Hof der durchführenden Gaststätte wurden eine Kegelbahn und Schießbuden aufgebaut.

---

*Foto links oben: Hahnereiten zu Pfingsten*

*Foto links mittig: Zempeln vor der Fastnachtszeit*

*Foto links unten: Jugendblasorchester Buchholz Anfang der 60er Jahre*

Auch das Hahnreiten hat eine sehr lange Tradition. Nach dem Mittagessen versammelten sich die jungen Reiter des Dorfes vor der Gaststätte Wunderlich in der Dorfstraße 18, um dann mit Musik und vielen Zuschauern zum Sportplatz zu reiten. Dort stellten sie ihr Können und ihre Geschicklichkeit auf dem Pferd unter Beweis. Der Höhepunkt der Veranstaltung war das Abschlagen eines an einer Stange befestigten Metallhahnes. Dazu stellten sich die Reiter im Kreis auf und bemühten sich, im Vorbeireiten den Hahn abzuschlagen. Wem das gelungen war, der galoppierte eine Ehrenrunde unter dem begeisterten Beifall der Zuschauer. Anschließend gab es eine Siegerehrung. Die Preise wurden von den jungen Mädchen des Dorfes überreicht, die sich dafür besonders schick machten. Dann ging es zurück ins Dorf, um in der Gaststätte das Tanzbein zu schwingen.

Mit der Auflösung der LPG Typ I gab es dann bald nicht mehr genug Pferde im Dorf. Deshalb arbeiteten ab 1970 die Buchholzer Reiter mit einem Treuenbrietzener Reiterverein zusammen. Die Vorführungen wurden nun noch perfekter und ausgereifter. Es wurden auch Quardrillen gefahren. 1970 und 1971 gab es die anschließenden Tanzveranstaltungen sogar in beiden Sälen. Das letzte Reiterfest war im Jahre 1982.

In den siebziger und achtziger Jahren wurde im Herbst immer ein bunter Abend organisiert. Dazu waren Chöre aus umliegenden Orten eingeladen. In den Jahren 1985 bis 1989 gab es alle vier bis fünf Wochen einen Jugendtanz am Wochenende. Im Oktober 1988 spielte hier sogar die Gruppe „Keimzeit“. Carsten Albrecht und Dirk Mahlow waren zu der Zeit als Vertreter der Jugendlichen im Dorfklub tätig. Kinderfest und Rentnerweihnachtsfeier wurden immer durchgeführt. Die 1985 begonnene Tradition, beim Kinderfest Waffeln zu backen, hat sich bis jetzt gehalten. Und ebenfalls über Jahrzehnte findet der monatliche Preisskat seine Interessenten. – Busfahrten zu Veranstaltungen nach Berlin in den Friedrichstadtpalast oder zu anderen Bühnen (mit Abendessen) organisierte Rainer Sommer in den achtziger Jahren. Das fand unter den Buchholzern großen Zuspruch.

Nach der Wende musste vieles erst neu organisiert werden. Doch wir ließen es uns nicht nehmen, unsere Traditionen weiterzuführen oder auch wieder aufleben zu lassen. Der gemeinnützige Dorfverein Buchholz/Zauche führt das Kulturleben im Dorf weiter, und auch gezeitert wird wieder.

# Victoria

*Karin Hanusch, Buchautorin aus Brück  
klaus.hanusch@freenet.de*

Fasziniert verfolge ich, wie eine attraktive junge Frau, fast noch ein Mädchen mit zum Pferdeschwanz gebundener Lockenpracht, Verblüffendes mit ihrem Pferd demonstriert: Die anmutige Reiterin ist Victoria Wiemann, die erst 22-jährige Tochter von Lutz Vollstädt, dem Besitzer der Wooden Tower Ranch, die es erst seit Februar 2010 hier in Brück gibt. Den Namen der Ranch, im Amerikanischen das Wort für Viehfarm, hat die Familie von ihrer Lage abgeleitet, er bedeutet: Holz-Turm-Farm oder Ranch der hölzernen Türme.

Bis zu jenem Tag Anfang Juni 2012, an dem ich im Rahmen der jährlichen Veranstaltung „Fläming aktiv – gemeinsam gestalten“ auf die Ranch zur Lesung „Geschichten rund um die Brücker Holztürme“ eingeladen worden war, wusste ich nichts über sie und ihre Betreiber. Nachdem ich meine Geschichten einem andächtig lauschenden Publikum vorgetragen hatte, stellten Lutz V. und Tochter Victoria den Gästen Ranch und Pferde vor: Die Pferde gehören zur Rasse der American Quarter Horses, der zahlenmäßig größten und vielseitigsten Pferderasse der Welt. Sie sind die schnellsten Pferde auf einer Distanz von einer viertel Meile. Die Kraft dieser Pferde, die einst speziell für die Arbeit mit Rindern gezüchtet wurden, stammt von den eingekreuzten Kaltblütern.

Tochter Victoria führte uns anschließend, in ihrem Westernsattel sitzend, einiges von dem vor, was ihr Pferd gelernt hat und was es bei Turnieren zeigen muss. Von anderen Rassen unterscheidet es sich vor allem dadurch:

- dass es blitzartig startet und in 3 Sekunden von 0 auf 70 Stundenkilometer beschleunigt,
- dass es in vollem Ritt abbremst und auf den Hinterbeinen rutscht,
- dass es der einhändigen Zügelführung gehorcht und sich nur durch Gewichtsverlagerung des Reiters lenken lässt, die andere Hand des Reiters muss frei bleiben, um zum Beispiel das Lasso werfen, die Pistole ziehen, das Gewehr halten, einen Hut aufheben und Gattertüren öffnen und schließen zu können,
- dass es im Kreis läuft, ohne dass an den Zügeln gezogen wird,
- dass es sich um 360° auf der Hinterhand drehen kann, wenn der Reiter die Zügel anlegt.



Erstaunlich, wie willig, gelassen, entspannt, ja souverän das dunkelbraune, neunjährige Pferd mit der weißen Blesse in Form eines C, das etwa 500 Kilogramm wiegt und seit drei Jahren von Victoria trainiert wird, bei allen Vorführungen reagierte, obwohl eine Gruppe unbekannter Personen am Koppelrand stand und seiner Reiterin laut Fragen zurief. Begeistert von Victorias Darbietung und den Erklärungen über die mir bisher gänzlich unbekanntes Pferderasse bat ich sie, mir von ihrem Leben zu erzählen: Schon als Baby hatte der Vater, der in der Umgebung Potsdams mehrere Pferde hielt, sich mit ihr auf eines gesetzt. Anfangs noch etwas ängstlich, stellte sich nach und nach Vertrauen zu den großen Tieren ein. Als Victoria größer geworden war und alleine auf einem Pferderücken sitzen konnte – sie war etwa fünf Jahre alt –, erhielt sie Reitunterricht. Dabei liebte sie besonders die ruhigeren Pferde. Ihr erstes eigenes Pferd bekam sie zu ihrem sechsten oder siebenten Geburtstag, ein halbhohe Pony mit dem Namen „Willi“. Anfangs machte sie den Fehler, ihm Leckerlis aus der Hand zu füttern. Fortan wollte es immer Futter aus der Hand haben und schnappte nach ihr. Das konnte ganz schön schmerzhaft sein.

Aber ein junger Reiter braucht ein erfahrenes Pferd. Deshalb trainierte sie auf einer folgsamen Norwegerstute weiter, die durch nichts zu erschrecken war. Leider erkrankte diese, und Victoria

brauchte ein anderes Pferd. Nachdem ihr Vater erfahren hatte, dass in Zauchwitz Westernpferde gezüchtet werden, fuhr er mit seiner Tochter dorthin, um sich nach einem Pferd für Victoria umzuschauen. Sie suchte sich einen Falben aus, ein graugelbes Pferd mit dunklerem Mähnen- und Schwanzhaar, einen Wallach mit Namen Chic, der gerade angeritten wurde, also erst ein paar Mal einen Sattel getragen hatte. Von nun an fuhr sie regelmäßig zu ihm, um ihn zu putzen und ihn an sich zu gewöhnen.

Als dann die Landesmeisterschaften Berlin – Brandenburg für Westernpferde stattfanden, nahm ihr Vater sie dorthin mit. Victoria war begeistert. Dort ging alles überaus locker zu: Die Pferde standen entspannt, die Reiter saßen bei Wartezeiten mit übergeschlagenem Bein auf dem Pferderücken und rauchten gemütlich eine Zigarette, und auch die Bekleidung der Reiter gefiel Victoria, sie war genau so leger, wie sie es aus Filmen kannte. Und zwischen- durch ertönte Country-Musik, die alle in die rechte Stimmung versetzte. Sie kauften den Falben Chic und einen Spezialsattel, ein Westernsattel kostet ca. 2.500 €, außerdem Halbstiefel mit kreisförmigen Sporen, deren Rädchen immer lustig klimperten. Die Papiere des Pferdes wurden in Texas, Amarillo, ausgestellt, dort wurde das Tier auch registriert. Anschließend holten sie es nach Seddin, wo Koppel und Stall bereitstanden. Nun wollte auch Victorias Vater unbedingt ein Westernpferd besitzen, er kaufte ein buntes Pferd namens Oxana.

Die Zeit war gekommen, einen eigenen Reitplatz anzulegen. Victoria nahm jetzt Reitunterricht in Buchholz, wo nur Westernpferde trainiert wurden. Die hier arbeitenden, erfahrenen Trainer erteilten einen ausgezeichneten Unterricht, und Victoria lernte schnell. Man war sehr zufrieden mit ihr, und als sie vierzehn Jahre alt war, empfahl ihr eine Trainerin, zum Schnupperturnier nach Hortsfelde zu fahren. Schon die Vorbereitungen waren aufregend: Es wurden ein breitkrepmpiger Hut, ein schwarzes Hemd und eine beige Hose gekauft – schließlich wollte Victoria zünftig aussehen. Neben dem eigenen Pferd begleitete sie auch der Westernsattel zum Turnierort, denn es war Pflicht, die Leistungsprüfung darin abzulegen.

Und dann unterzog sie sich zum ersten Mal einer Prüfung im Westernreiten. Das Ergebnis ließ sich sehen: Sie belegte den ersten Platz, erhielt den Siegerpokal und eine Ehrenscheife. Für ihr Pferd stand ein wohlverdienter Bissen als Prämie bereit. Stolz nahm Victoria ihren ersten Preis entgegen. Sie hatte ihrer Namenspatronin, der Siegesgöttin Victoria, alle Ehre gemacht. Dieser Sieg war für sie Motivation: Ich will Turniere reiten. Mit fünfzehn startete

sie auf verschiedenen Ranches bei Trophy-Turnieren, stets mit eigenem Pferd, und erreichte beachtliche Ergebnisse. Wiederholt ging sie auch gemeinsam mit ihrem Vater an den Start. Um ihr Können zu vervollkommen, belegten Vater und Tochter Kurse bei namhaften Trainern, z. B. beim Europameister im Westernreiten Steffen Breug in Rheinland-Pfalz.

Häufig hatte Victoria die Pferde auf der Koppel beobachtet, hatte zusehen wie sie drohten, bisßen und auskeilten, untereinander eine Rangordnung festlegten. Sie lernte immer besser, ihr Pferd zu verstehen, entwickelte ein Gespür dafür, ob es sich wohl fühlte oder Schmerzen verspürte. Die sportliche Victoria entwickelte das notwendige Körpergefühl für ihr Pferd, ihr ausgeprägtes Gleichgewichtsempfinden kam ihr dabei zugute. Geduldig und feinfühlig, mit ruhiger Hand und doch konsequent trainierte sie ihr Pferd. Nicht zuletzt ihr ausgeglichener Charakter war von Vorteil für die gemeinsamen Erfolge. Das Jahr 2009 wurde für Victoria ganz besonders erfolgreich: Sie wurde Landesmeisterin in einer Disziplin des Westernreitens und gewann erneut ein Trophy-Turnier. Und obwohl sie vier- bis fünfmal wöchentlich mit ihrem Pferd trainiert und zudem die notwendigen Arbeiten im Stall verrichtet hatte, legte sie ohne Zeitverzug ihr Abitur ab. Der Weg war bereitet, den Beruf einer Zahntechnikerin zu erlernen, um danach Zahnmedizin zu studieren.

Seit Februar 2010 lebt Victoria mit ihren Eltern auf der Wooden Tower Ranch in Brück, wo bisher drei Pferde geboren wurden. Inzwischen leben hier zwölf Pferde der Rasse American Quarter Horses und ein Pony und weitere Fohlen werden erwartet. Es ist nicht leicht für sie, wenn eines der Pferde verkauft wird. Wie hilft sie sich? Steht fest, dass ein Fohlen verkauft werden soll, achtet sie von Anfang an darauf, keine zu starke Bindung zu ihm aufzubauen. Und sie sucht die nettesten Kaufinteressenten mit aus. Da Victorias Pferd Chic einen Entwicklungsstillstand erreicht hatte, wurde es 2011 verkauft. Nun trainiert sie ihr neues Pferd, es ist erst drei Jahre alt, heißt Pokerface und wurde im Turnier 2013 erstmalig vorgestellt.

Auf jeden Fall soll das Westernreiten Victorias Hobby bleiben, liebt sie doch den Pferdesport über alles. Dazu gehören natürlich auch folgende Tätigkeiten: die Pferde putzen, füttern, verarzten, zureiten, sie regelmäßig trainieren, als Geburtshelferin fungieren, die Ställe ausmisten, Unterstände und Koppeln bauen und an allen Baumaßnahmen mitwirken, die auf der Ranch anfallen – Bohrer und Schrauber sind deshalb für Victoria kein Problem.



# Konrad Keilhack ist aber kein Belziger

*Helga Kästner, Bad Belzig  
helga.kaestner@web.de*

Dies sagte der 98-jährige Enkel Keilhacks, Hans Wilhelm Quitzow, zu uns, als wir ihn im Juli 2009 in seinem Haus in Krefeld besuchten. Freundlich begleitete er uns in sein Archiv und zeigte uns, wo er das Material über Albert Baur und Prof. Dr. Konrad Keilhack sorgfältig geordnet aufbewahrt. „Hier können Sie lesen, so lange Sie wollen, fotografieren auch, ich freue mich über das Interesse der Belziger. Ich war mit meiner Mutter oft bei Keilhacks in Belzig und habe schöne Erinnerungen. Konrad Keilhack war mein Großvater und Albert Baur war dessen Schwiegervater.“ Wir treten an den Schrank, um die Spuren des bedeutenden Geologen zu suchen und herauszufinden, was ihn mit Belzig verbindet. Sicher hätte er die Thermalwasserbohrung sehr begrüßt und schon viel von balneologischen Verhältnissen erzählen können. Er war bereits um 1900 der Experte in Deutschland. Seine wissenschaftlichen Forschungen über geologische Prozesse, Balneologie und Bergbau sind in über 500 Veröffentlichungen nachzulesen. Klingt das nicht so, als hätte Konrad Keilhack in Belzig doch seine Spuren hinterlassen? Aber die Belziger kennen wohl nur den Namen „Keilhackvilla“ für das Haus Niemecker Straße/Ecke Brücker Landstraße, in dem heute Renate Olze einen Kosmetiksalon betreibt.



*Das Foto  
stammt  
aus dem  
Quitzw-  
Archiv.*

Vor dem Haus ist der Kreisbaumeister Ludwig August Keilhack mit seiner Frau und vier Kindern zu sehen. Konrad ist nicht dabei. Er war der älteste von 14 Kindern, von denen nur sieben das Erwachsenenalter erreichten. Er blieb nach dem Umzug der Eltern nach Belzig noch von 1871 bis 1877 auf dem berühmten Rutheneum in Gera, um sein Abitur abzulegen. 1608 gegründet, hatte sich das Gymnasium einen besonders guten Ruf erworben, und Vater Keilhack wollte für seinen Ältesten das Beste. Offensichtlich hatte er dessen Begabung schon früh erkannt.

Nach dem Abitur studierte Konrad in Göttingen, Jena und Freiberg. Zahlreiche Briefe wurden mit der Belziger Familie gewechselt. Sie bezeugen seine enge Bindung an Eltern und Geschwister. Am 14. Juni 1875 schrieb er aus Gera an seine Schwester Anna in Belzig: „Ich habe mir einen Anzug machen lassen, kostet 16 M, bin leidlich zufrieden damit, beim Regen ist er nicht eingelaufen.“ Und am 12. Juli 1878 schrieb der Student aus Freiberg: „Dank für Steine und Fressalien und Brief, der 10 Tage unterwegs war.“ Konrad war am 23. Mai in Freiberg angekommen und hatte schon an einer Wanderung durch die Berge teilgenommen. „Bei meiner Rückkehr fand ich einen Zettel vor vom Präsiden der Teutonen mit der Mitteilung, am 1. Juli sollte die Mensur steigen. Miete war für den Saal und die zwei Zusammenflicker von den Paukanten zu zahlen. Ich hatte keinen Pfennig mehr, machte Anleihe von 12 M und stieg am Nachmittage höchst fidel mit einem Päckchen, enthaltend ein Nachthemde und einige Taschentücher, zu dem eine halbe Stunde entfernten Mensurlokale hinaus. Als die beiden Ärzte da waren, wurden wir beide degiert und dann fand bei +25° das Duell statt.“ In einem anderen Brief berichtete er: „Die Wunden meines Gegers sind bereits wieder verheilt.“

Bei den Besuchen in Belzig hält sich Konrad häufig beim Diakon Albert Baur auf. Nicht nur zu wissenschaftlichen Gesprächen, sondern er interessierte sich für Baur's Tochter Clara. Die Hochzeit findet am 15. April 1884 statt. Für die Ausstattung borgt Baur bei Wegscheiders 600 Mark und vermerkt im Tagebuch, dass sie es einen Monat später wieder zurückzahlte.

Keilhack bekam nach dem Studium eine Anstellung in der Preußischen Geologischen Landesanstalt in Berlin und hoffte die ersten Jahre auf eine Festanstellung und auf Gehaltserhöhung. Anfang November schreibt er an die Schwester: „In acht Tagen ist Vater Baur's Geburtstag, ich nehme an, dass meine Eltern ... kommen und so lade ich Dich ein mitzukommen. Wenn ich zur Zeit wenig Geld

habe, hoffe ich doch auf Rückstände von der Anstalt, außerdem ist eine Gehaltserhöhung angekündigt, aber das ist unsicher.“

Auch seine Frau Clara lässt in ihren Briefen die Familie nicht im Unklaren über ihre knappe Kasse: So entschuldigt sie sich im November 1885 bei ihrer Schwägerin Else Keilhack, dass sie nicht zum Geburtstag gratuliert und verspricht ein Geschenk zu Weihnachten. „Unser ganzes Vermögen besteht aus 10 Mark und 60 Mark Schulden an Papa und Willi. Dank an Mutter für die beiden Hühnchen.“

Konrad verliert Clara geb. Baur 1889 nach der Geburt des dritten Kindes. Er kümmert sich nun allein um die Kinder, hat wenig Zeit und ist den Eltern und den Schwestern dankbar für die Hilfe und die Früchte aus dem Belziger Garten. Er heiratet 1890 Martha Wahrendorf (1865-1957), die ihm auch bei seinen wissenschaftlichen Arbeiten zur Stütze wird. Martha zieht nun Claras und Konrads Kinder groß: Ludwig (1884-1914), Ilse (1886-1972, Mutter von Hans-Wilhelm Quitzow) und Clara (1889-1970). 1892 wird ihr gemeinsamer Sohn Hans geboren (1892-1946). Enkel Hans Wilhelm Quitzow veröffentlichte eine Würdigung Konrad Keilhacks.

1894 kann Konrad mit seiner Familie in sein neu erbautes Haus in Berlin-Wilmersdorf einziehen. Parallel zu seinen Vorlesungen schrieb er sein „Lehrbuch der praktischen Geologie“, dessen erste Auflage 1896 erschien. Es war ein überragendes Werk, mit dem er hohes Ansehen bei den Geologen in aller Welt erlangte. Das umfangreiche Buch (638 Seiten, 2 Tafeln und 232 Abbildungen) erlebte vier Auflagen und wurde auch in russischer und spanischer Sprache herausgegeben.

Eine weitere umfangreiche Arbeit nahm Konrad Keilhack mit der Begründung eines Geologen-Kalenders auf sich, dessen ersten Band er selbst zusammenstellte unter dem Titel „Kalender für Geologen, Paläontologen und Mineralogen für das Jahr 1898“. Dieses Buch erschien in der Folgezeit jährlich oder auch im Zweijahresabstand und enthielt neben einer Adressenliste der Geologen aller Länder Angaben über die geologischen Landesanstalten und Gesellschaften sowie Hochschulinstitute mit ihren Fachkräften. Darüber hinaus bot es Übersichten von geologischen Kartenwerken und Sammlungen sowie zahlreiche nützliche Hinweise anderer Art. Auch die Jahrgänge 2 bis 4 dieses Kalenders, 1899 bis 1901, sind noch von Keilhack erstellt worden, die weiteren Ausgaben wurden von jüngeren Kräften bearbeitet, der Jahrgang 10 (1913/14) zum Beispiel von seinem Schwiegersohn Wilhelm Quitzow.

1896 begann Konrad Keilhack seine jahrzehntelange Hochschul-Lehrtätigkeit (bis 1924) mit Vorlesungen an der Berliner Bergakademie, die später in die Technische Hochschule Berlin-Charlottenburg eingegliedert wurde. Seine erste Vorlesung war mit „Anleitung zu geologischen Beobachtungen“ betitelt. Sie wurde bald auf die gesamte praktische Geologie sowie die Grundwasser- und Quellenkunde ausgeweitet. Im Jahre 1900 wurde ihm auf Grund seiner akademischen Lehrtätigkeit der Professorentitel verliehen.

Konrad Keilhack nahm an Geologenkongressen teil und schrieb nach Belzig begeisterte Erlebnisberichte aus der Schweiz und aus Russland. Bis zum Jahre 1899 war er noch mit Kartenaufnahmen in Hinterpommern befasst, deren Gebiete sich nach Westen hin bis in die Gegend von Stettin erstreckten. Als großartiges Abschlussergebnis legte er 1901 eine geologisch-morphologische Übersichtskarte der gesamten Provinz Pommern im Maßstab 1:500 000 vor.

Ab 1900 arbeitete Keilhack zunächst in der Neumark östlich von Frankfurt/Oder, von 1901 bis 1904 sodann im Fläming. Dort hat er auch auf Blatt Belzig den Wohnsitz seiner Eltern und Geschwister kartiert, außerdem Bodenuntersuchungen rund um Belzig durchgeführt. In den Folgejahren war er in Anhalt und in der Niederlausitz mit geologischen Aufnahmen beschäftigt und kam auf Blatt Senftenberg erstmals mit den dortigen großen Braunkohlevorkommen in Berührung, was ihm Gelegenheit gab, sich zu einem Spezialisten der Braunkohlengeologie zu entwickeln. Schon 1907 wurde er zu Beiträgen über die Geologie und Verbreitung der Braunkohle im Handbuch für den deutschen Braunkohlenbergbau von G. Klein herangezogen. Ab 1914 wirkte er als Abteilungsdirigent für Flachlandaufnahmen. In den letzten zwei Jahren des Ersten Weltkriegs wurde er als Kriegsgeologe in Belgien eingesetzt. Ab 1917 war er Vorsitzender der Deutschen Geologischen Gesellschaft. Nach seiner Pensionierung 1923 arbeitet er weiter als Gutachter, wird Ehrensensator der Technischen Hochschule Berlin-Charlottenburg und legt zahllose wissenschaftliche Arbeiten vor. 1944 stirbt er in der Folge eines Bombenangriffs.

---

Mehr über Konrad Keilhack gibt es in der Publikation von Helga und Günter Kästner „Unvergessene Belziger. Die Keilhacks“ zu lesen, erhältlich für 10,- Euro in der Buchhandlung in Bad Belzig.

---

# „Oh, Mensch, lerne tanzen ...“

## 25 Jahre Seniorentanz im Landkreis

Christa Nagel, Borkheide  
chrina.bork@t-online.de

Schon vor mehr als 1000 Jahren gibt es vom Kirchenvater Augustin den Ratschlag: „Oh, Mensch, lerne tanzen, sonst wissen die Engel im Himmel nichts mit dir anzufangen“. Und heute hören wir vom Arzt und Schriftsteller Ekkhard von Hirschhausen, dass beim Älterwerden die Bewegung des Tanzens hilft, physisch und psychisch fit zu bleiben. Nach dieser Erkenntnis bewegen sich in fünf Seniorentanzkreisen seit den 90er Jahren nach Klängen verschiedener Rhythmen und Melodien in den Gemeinden Bad Belzig, Görzke, Borkheide/Borkwalde, Trebitz und Damelang Seniorinnen im Alter zwischen 60 und 92 Jahren. Natürlich gibt es auch noch verschiedene andere Gruppen, wie die „Cammertänzer“, die als Paare und in Flämingsrachten auftreten. Auch einige Linedance-Gruppen habe ich schon erleben können. Aber die Seniorentänze sind speziell für das ältere Semester gedacht.



*Der Tanzkreis Borkheide/Borkwalde bringt Ilse Gläser ein Geburtstagsständchen für 20 Jahre Tanzen*

Der Bundesverband Seniorentanz bildet Seniorentanzleiter/innen aus und entwickelt Choreographien, die die körperlichen und geistigen Fähigkeiten im höheren Alter unterstützen und fördern. Diese Entwicklung im Kreis Potsdam-Mittelmark begann also gleich nach der Wende. Ich gehörte seit 1991 dem Kreisvorstand der AWO an und da fragte mich eines Tages Annemarie Schmidt, mir seit Jahren bekannt als „Puppenschmidt“, die in den Kindergärten für die Fortbildung der Erzieherinnen zum Einsatz von Handpuppen tätig war, ob ich mich nicht zur Tanzleiterin für Seniorentanz ausbilden lassen wollte. Ich wollte. Die Kosten des Lehrganges übernahm die AWO und gemeinsam mit der ehemaligen Kindergartenleiterin Rosemarie Höhne aus Trebitz machte ich mich auf zur Heimvolkshochschule Mariaspring bei Göttingen. Dort absolvierten wir den Grundlehrgang, dem in den nächsten Jahren weitere folgten.

Dann begann die mühselige Arbeit des Bekanntmachens dieser bei uns neuen Möglichkeit, noch beim Älterwerden zum Tanzen zusammenzufinden. In der Belziger Gatstätte Benke fing alles an mit Unterstützung von Chronistin Helga Kästner, 1992 noch innerhalb der Gewerkschaft Lehrer und Erzieher. Dann bildete sich in Borkheide ein Seniorentanzkreis. Als die Presse auf uns aufmerksam wurde und der Journalist Helmut Krtschil aus Brück interessante Artikel und Fotos in der MAZ herausbrachte, erweiterten sich die Möglichkeiten und die AOK übernahm die Trägerschaft. Später hat die Volkshochschule diese Angebote in ihr Programm aufgenommen und bietet auch heute noch die entsprechenden Kurse an. Cammer war der nächste Ort, wo sich Frauen zum Tanz trafen und sogar noch im Winter im ungeheizten Tanzsaal zusammenkamen.

Ein erster öffentlicher Höhepunkt war dann im Juni 1994 beim AWO-Fest auf der „Zickenwiese“ in Trebitz. Dort zeigten 40 Tänzerinnen aus den Orten Belzig, Cammer und Borkheide ihre Tänze und bekamen von den über 300 Gästen große Anerkennung. Es entwickelte sich auch eine Freundschaft zur Tanzgruppe Potsdam/Schlaatz. Zusammen fuhren wir nach Bonn und später nach Dänemark. Durch Unterstützung der Heimvolkshochschule in Mariaspring und durch das Land Niedersachsen erhielten wir von 1994 an die Möglichkeit, an jährlichen Bildungswochen teilzunehmen. Das wurde von den Gruppen Borkheide und Belzig bis 2002 genutzt. 1994 absolvierte ich noch eine Ausbildung zur Arbeit mit Behinderten und Menschen in Altenheimen mit dem Angebot „Tanzen im Sitzen“. Entsprechende Veranstaltungen fanden im Seniorenwohnpark Treuenbrietzen und in Belzig statt und wurden bis 1996 von der AOK unterstützt. Auch beim Tag der Begegnung

im Waldbad Borkheide konnte dieses Angebot für Behinderte und Blinde genutzt werden. In diesem Zusammenhang konnten alle erleben, wieviel Freude Bewegung nach Musik auslösen kann.

In den Seniorentanzgruppen ergaben sich neben dem regelmäßigen Training immer wieder Höhepunkte, wenn es darum ging, bei den jährlichen Seniorenwochen mit einem Programm aufzutreten. Von den Heimen in Belzig, Treuenbrietzen und Ferch kamen Einladungen zur Teilnahme an verschiedenen Festen. 1995 gestalteten die Gruppen Borkheide und Belzig einen Abend zur Begrüßung von russisch/deutschen Aussiedlern in Petzow. Auch am Bundeswettbewerb „Bewegung, Spiel und Sport im Alter“ beteiligten wir uns. Die Entstehung der Görzker Tanzgruppe ist der Hartnäckigkeit der Kreis-Vorsitzenden der Volkssolidarität Erika Karbaum zu verdanken. Die Volkshochschule übernahm den Kurs und im April 1995 fanden sich 14 Damen und auch ein Herr ein. Später übernahm Tanzleiterin Edith Selent aus Görzke die Gruppe.

Zwischen allen Tanzkreisen gibt es ein freundschaftliches Verhältnis. So kamen zum fünfjährigen Bestehen des Tanzkreises Borkheide 8 Tanzgruppen mit 121 aktiven Tänzerinnen in der Gaststätte „Fliegerheim“ zusammen, um eigene Tänze zu zeigen und den Aufführungen des Kindertanzkreises ihre Bewunderung auszudrücken. Und zum Jubiläum des Tanzkreises Trebitz fanden sich auf der Zickenwiese in Trebitz unter starker Beteiligung der Öffentlichkeit und des Kindertanzkreises Borkheide 7 Seniorentanzgruppen ein.

Ein guter Kontakt zu den Sportgruppen von Giesela Fäder in Wiesenburg mit Beteiligung an den Gymnastiktreffen der Sportvereine hatte sich im Laufe der Jahre entwickelt. 1999 gab es in Borkheide gemeinsam mit Borkwalde einen Frühschoppen. Als Gast war Dr. Margrit Spielmann anwesend, die von da an „unser Fan“ wurde und uns sehr oft besuchte. Durch sie ergaben sich auch die Besichtigung des Reichstages und die Teilnahme an einer Bundestags-Sitzung. Auch internationale Kontakte haben sich entwickelt. Neben dem Austausch mit dänischen Tanzkreisen konnten wir einmal in der polnischen Partnerstadt Deszcznow deutsche und polnische Tänze darbieten. Ein Video von einer Trainingsstunde in der Borkheider Turnhalle mit dem „Altberliner Bilderbogen“ ist von einer amerikanischen Besucherin dem regionalen TV-Sender in ihrer Heimat übergeben und gezeigt worden. Durch Vermittlung von Edda Haage kam es zu gegenseitigen Besuchen mit der russisch/jüdischen Tanzgruppe „Jachad“ aus Berlin. 2010 unterstützte die Mittelbrandenburgische Sparkasse die Arbeit mit einer Finanzhilfe.

Auch die Tanzkreise Belzig, Borkheide und Borkwalde erhielten einen Anteil und konnten Tanzkleidung anschaffen.

1994 wurde ich von der Schulleiterin Barbara Borsutzki gebeten, eine AG „Kindertanz“ zu gründen. Als ausgebildete Kindergärtnerin hatte ich dafür die nötige Eignung. Zum ersten Training in der damals baufälligen Turnbaracke kamen gleich 24 Mädchen und Jungen. Für alle Tänze musste Musik und Choreographie gesucht und entwickelt werden. Zum Einstieg übten wir das Taktgefühl nach einem Maorisong. Schon zur Weihnachtsfeier der AWO traten die Kinder gemeinsam mit dem Seniorentanzkreis auf und zur Grundsteinlegung der neuen Schule 1995 konnten schon anspruchsvollere Tänze gezeigt werden. Dort wurde auch zum ersten Mal mit Kostümen getanzt. Von Inge Käding aus Borkwalde erhielten wir einen Koffer voll guter Woll- und Seidenstoffe. Daraus entstanden dann unter den geschickten Händen von Anni Maier 12 kleine Fräcke und Ballkleider. Dazu entwickelte ich den „Tanz der Oberkellner“ und nach der Melodie vom „Kater Stanislaus“ einen „Tanz für Kater und Kätzchen“. Für die größeren Kinder entstand der „Tanz für Pinguine“. Bei der Arbeit mit den Kindern unterstützten uns die Eltern und die ausgebildete Tänzerin Edda Haage. Der AWO-Kreisvorstand übernahm die Trägerschaft. Ein Höhepunkt war der Besuch von Henry Maske, der uns beim Training des „Drachentanzes“ nach der Musik von Thomas Natschinski beurteilen sollte, denn wir hatten uns für die Teilnahme an einem Wettbewerb angemeldet. Nach sieben Jahren Kindertanzkreis stand das Märchen vom Kleinen Muck auf dem Programm, zu dem Anni Maier wunderschöne Kostüme nähte.



„Oh, Mensch,  
lerne tanzen  
...“

*Die Senioren,  
die Kirchen-  
vater Augustin  
gefolgt sind,  
haben viel  
Freude  
erfahren  
und anderen  
Freude ge-  
macht.*



# Feierabendsteine in der Reckahner Kirche

*Gerke Pachali, Krahne, gerke@pachali.net*

Der bekannte Schulreformer Friedrich Eberhard von Rochow war noch ein kleiner Junge von fünf Jahren, als 1739 mit dem Bau einer neuen Kirche in Reckahn begonnen wurde. Sein Vater, Friedrich Wilhelm von Rochow, war damals Kirchenpatron. Er hatte die „Baulast“ zu tragen: Auf eigene Kosten musste er das Baumaterial bereitstellen, vor allem Holz und Steine. Das Holz kam aus seinen Wäldern, die Steine aus seiner Ziegelei bei Paterdamm. Bis dorthin reichte sein Grundbesitz. Von Paterdamm aus erfolgte der Transport der Ziegel mit Pferdefuhrwerken bis an die Havel zur Verladung auf Schiffe nach Potsdam und Berlin.



Die Reckahner Kirche also ist mit Ziegelsteinen aus Paterdamm gebaut. Interessant sind die Platten, die als Fußboden gelegt worden sind. Etwa ein Dutzend dieser Platten sind Feierabendsteine: Auf den letzten Stein beim täglichen Arbeitsschluss musste der „Ziegelstreicher“ einen

Handabdruck machen. So konnte der Ziegelmeister sehen, wie fleißig seine Arbeiter täglich waren. Diese Erklärung des Handabdrucks hat mir ein Fachmann des Glindower Ziegeleimuseums bestätigt. Wir haben mit diesen Handabdrucksteinen vermutlich die „Urform“ der Feierabendsteine. Es gibt allerlei Ziegel, die andere Darstellungen zeigen: Jahreszahlen, Ornamente und anderes. Auch sie werden bisweilen als Feierabendsteine bezeichnet, aber die Steine mit Handabdruck sind wohl das Original.

Die Ziegelei in Paterdamm bestand bis 1945. In der Mitte des 19. Jahrhunderts waren die Stempel zur Herkunftsangabe eingeführt worden. Steine aus Paterdamm hat man bei den folgenden Bauten verwendet: in Krahne beim Gutshaus, bei der heutigen Gaststätte „Rittergut“ und zur Abdeckung der Friedhofsmauer; in Meßdunk für die Kirche und in Golzow für die Arbeiterhäuser des ehemaligen Gutshofes. Wer sich aber für die alten Feierabendsteine interessiert, den lade ich zu einem Besuch der Reckahner Kirche ein.



# Albert Einstein in Caputh

*Christine Hüttner, Potsdam-Satzkorn  
satzkorn@yahoo.de*

Zu seinem 50. Geburtstag, dem 14. März 1929, beabsichtigte die Stadt Berlin, ihrem berühmten Nobelpreisträger ein Landhaus am Wasser, am besten an den schönen Havelseen, zu schenken. Nun ist das immer so eine Sache mit Geschenken. Einstein freute sich darauf und wünschte sich ein Holzhaus am Wasser, wo er barfuß herumspazieren und seiner geliebten Freizeitbeschäftigung, dem Segeln, frönen konnte. In Erinnerung kam ihm sicher die schöne Zeit Anfang der zwanziger Jahre, als er in Berlin-Spandau in der Nähe der Scharfen Lanke ein Häuschen in der Laubenpieperkolonie Bocksfelde gemietet hatte, wobei die Laube dichter gewesen sein soll als sein damaliges Boot. Die gut gemeinte Idee von Berlins Bürgermeister Gustav Böß entwickelte sich schon bald zur Posse. Einstein wurden verschiedene Grundstücke angeboten, aber leider gab es immer ein Problem: über das eine Haus, vermutlich im Gutshof Berlin-Neu Kladow, konnte die Stadt gar nicht verfügen, weil dem Mieter noch unbegrenztes Wohnrecht zustand, ein anderes Grundstück im benachbarten Stadtteil Gatow lag neben einem lauten Motorbootclub, ein weiteres konnte man nur über ein fremdes Grundstück und durch eine Scheune hindurch erreichen und es lag nicht am Wasser. Eine letzte Option des Magistrats war, dass Albert Einstein sich selbst ein Grundstück suche und Berlin das Grundstück und die Ausschachtungsarbeiten bezahlen wollte, aber die Abstimmung darüber im Berliner Magistrat verschob sich immer wieder und es mehrten sich auch die Stimmen, die ganz und gar gegen das Geschenk an den jüdischen Gelehrten waren. Das war alles recht unerfreulich und Einstein lehnte letzten Endes das Geschenk ab.

Das Leben sei zu kurz und die Angelegenheit mit dem Ehrengeschenk dauere nun schon zu lange, als dass er es noch annehmen könne, berichteten die Zeitungen, die die Geschenkkaffäre genüsslich verfolgt hatten. Das „Berliner Tageblatt“ berichtete in seiner

---

*Foto links oben: Das Sommerhaus in Caputh kurz nach der Fertigstellung im Herbst 1929*

*Foto links unten: Albert Einstein am Fenster seines Arbeitszimmers in Caputh ca. 1930*

Abend-Ausgabe vom 14. Mai 1929: „Die Blamage ist vollständig. Einstein verzichtet. In einem Schreiben an Oberbürgermeister Böß lehnt er das Ehrengeschenk ab. ... Mit der Rückgabe des Geschenkes entfällt natürlich auch die Vorlage des Magistrats an die Stadtverordnetenversammlung, 20 000 Mark zum Zweck der Schenkung des Caputher Grundstückes zur Verfügung zu stellen.“

## **Der Architekt Konrad Wachsmann reagierte schnell**

Die ganze Zeit hatten sich die Einsteins auf dieses Haus gefreut und nun sollte nichts daraus werden? Letztlich suchten sie selbst und bauten auch selbst. Und dem Engagement des Architekten Konrad Wachsmann ist es wohl zu verdanken, dass nun doch noch etwas aus dem Landhaus werden sollte.

Sicher hätten sich damals viele berühmte Architekten darum gerissen, Einstein ein Haus zu bauen. Aber nur wirklich schnell reagiert hat der noch völlig unbekannte junge Architekt Konrad Wachsmann von der damals größten Holzhausbaufirma Christoph & Unmack in Niesky in der Oberlausitz. Er entdeckte in einer Fachzeitschrift eine winzige Notiz, aus der hervorging, dass Albert Einstein von der Stadt Berlin ein Haus geschenkt bekommen solle und er wünsche sich ein Holzhaus. Wachsmann fuhr kurzentschlossen gleich am nächsten Tag nach Berlin mit dem festen Ziel, Einstein von seinen Fähigkeiten als Holzbauspezialist zu überzeugen. Einsteins Adresse aus dem Telefonbuch herauszusuchen, war nicht schwer. Schwieriger war es, auch angehört zu werden. Bei seinem ersten Klingeln, mit klopfendem Herzen sicher, öffnete die Haushälterin. Nur die Ehefrau Elsa Einstein war zu Hause, die es als eine ihrer Aufgaben ansah, ungebetene Besucher gleich an der Wohnungstür abzufertigen. Und so fragte sie Wachsmann wohl zuerst recht barsch, was er wolle. Er muss sein Anliegen so überzeugend dargelegt haben, dass sie ihn noch am selben Tag einlud, mit ihm zu einer Grundstücksbesichtigung an der Havel zu fahren.

Erst am nächsten Abend lernte er Albert Einstein kennen. Nach dem Essen wollte dieser wissen, was Wachsmann von dem Grundstück halte, und der Architekt meinte, dass die Lage neben einem Motorbootclub eigentlich ungünstig sei. Er hatte aber bereits am Vorabend auf dem Nachhauseweg mit dem Zug nach Niesky einige Skizzen zum Haus angefertigt und konnte einen Entwurf vorlegen.

Konrad Wachsmann, Sohn assimilierter Juden, wächst in Frankfurt an der Oder auf. Früh verliert er seinen Vater und im Ersten Welt-

krieg seinen Bruder. Die Schule beendet er ohne Abschluss, seine Lehre als Tischler aber ordnungsgemäß. Die Arbeit macht ihm Spaß, auch wenn er viele Holzsärgen tischlern muss. Nach mehreren angefangenen Ausbildungen – Kunstgewerbeschule in Berlin, Tessenow in Dresden und anderen (wobei er seine beste Ausbildung im Romanischen Café in Berlin genossen haben will) – vermittelt ihn Hans Poelzig, bei dem er sich zum Meisterschüler entwickelt hat, 1926 nach Niesky zu Christoph & Unmack. Ursprünglich als Zeichner angestellt, bringt er es schnell zum Chefarchitekten. Viele Häuser in Niesky, die die Firma baute, sind noch zu besichtigen, auch das Direktorenwohnhaus, das Konrad Wachsmann entworfen hatte und das im Oktober 2014 nach Restaurationsarbeiten neu eröffnet werden konnte. Der Holzhausbau und die Fertigbauweise sollten ihn bekannt machen und sein Leben lang begleiten. Er ging als Pionier des industriellen Bauens und genialer Visionär in die Architekturgeschichte ein. So beschäftigte er sich schon Ende der zwanziger Jahre des 20. Jahrhunderts in zahlreichen Fachzeitschriften und in einem Buch von 1930 mit der Propagierung des Baus von Holzhäusern mit Hilfe vorfabrizierter, standardisierter Bauteile. Später, nachdem er in die USA auswandern musste, gründete er dort mit Walter Gropius die General Panel Corporation, die sich mit der Herstellung vorgefertigte Häuser beschäftigte. Bekannt geworden ist er auch als Architekturlehrer, der seine Schüler begeistern konnte. Sein architektonisches Vermächtnis veröffentlicht er 1959 in seinem Buch „Wendepunkt im Bauen“. 1979 folgt er einer Einladung der Akademie der Wissenschaften der DDR zur Wiedereröffnung des Einsteinhauses. 1980 stirbt er in seiner Wohnung in Los Angeles.

Beim Hausentwurf kamen sich der zukünftige Hauseigentümer Einstein und der Architekt entgegen. Konrad Wachsmann hatte ein Flachdach vorgeschlagen, ganz im Stil der Neuen Sachlichkeit, was Einstein aber zu sehr an einen Schuhkarton erinnern haben soll, sodass dann ein Walmdach daraus wurde. Die Terrasse, die die Decke des großen, sich nach dem Garten öffnenden Wohnzimmers bildet, schließt sich seitlich an das Haupthaus an und bietet viel Platz zum Sonnen und für den Blick in die Ferne zu den Seen. Einstein wollte gern ein Blockhaus, was aber zu teuer geworden wäre, wie ihm der Architekt versicherte. Auch hier gibt es einen Kompromiss. Die ortsfeste Fachwerkbauweise mit einer tragenden Holzkonstruktion, als Skelett bereits in der Fabrik von Christoph & Unmack aufgebaut, erinnert an ein Blockhaus. Einstein legte außerdem Wert auf französische Fenster, viel sommerliches Weiß und einen gemütlichen Kamin. Der Aufenthaltsraum sollte groß sein, die anderen Zimmer könnten bescheiden bleiben. Das kleine runde Fenster im

Bad fügt noch eine maritime Anmutung hinzu. Den Vorschlag von Wachsmann für die damals modernen Stahlrohrmöbel lehnte Einstein ab: Er wolle sich nicht wie im Krankenhaus fühlen. Eine Freundin, die kurz nach der Fertigstellung des Hauses zu Besuch kam, beschrieb ihren ersten Eindruck so: „Das Haus stieg vor uns fast aufreißerisch in seinem modernen Stil in dem brandenburgischen Dorfe auf.“ Es „roch wie ein Sägewerk nach frischem Holz“. (Antonina Vallentin. Das Drama Albert Einsteins, Stuttgart 1955.)

Einstein hatte sich nicht selbst als Eigentümer ins Grundbuch eintragen lassen. Hier stehen seine Stieftöchter Margot und Ilse „zu gleichen Bruchteilen, also an jede von ihnen zur ideellen Hälfte“. Als Einstein und der Architekt sich einig waren, ging alles ganz schnell. Nachdem noch Gelände von der Forstverwaltung Kunersdorf für den idealen Standort des Hauses hinzugekauft worden war und Ende Juni 1929 das Fundament von einer ortsansässigen Firma gelegt war, ging es zügig voran. Bereits im September 1929 war das Haus so weit fertig, dass man darin wohnen konnte, was die Einsteins auch gleich taten.

### **Drei glückliche Sommer in Caputh**

Auch sein Segelboot, sein „Tümmler“, das ihm vermögende Freunde zum Geburtstag geschenkt hatten, bekommt hier in der Nähe, auf der Schumann-Werft, seinen Liegeplatz. Drei Sommer lang lebten die Einsteins im Sommerhaus, genossen nicht nur die Ruhe, sondern empfingen hier auch zahlreiche, teils berühmte Gäste, wie den indischen Nobelpreisträger für Literatur Rabindranath Tagore, Max Planck, Käthe Kollwitz und Heinrich Mann, die Musiker Erich Kleiber und Edwin Fischer, den Maler Hermann Struck und viele andere. Er habe sich noch an keinem Wohnort so wohlgeföhlt, wird Einstein später seinem Architekten Konrad Wachsmann berichten. Wie im Gästebuch des Hauses, einem Geschenk der Nachbarn, zu lesen ist, sollten sich die Gäste „mit Verschen fein und zart“ eintragen. Die erste Eintragung stammt vom 4. Mai 1930 von Max von Laue, auch Mitglied der Preußischen Akademie und enger Freund von Einstein, der sich um einen Reim bemüht hat und sich auch als letzter in diesem Buch eintragen wird und in Reimen gesteht, dass Einstein ihn zu seinen ersten Versen verführt hätte. Hier in Caputh schrieb Einstein vermutlich sein „Glaubensbekenntnis“ im Auftrag der Liga für Menschenrechte.

## 1933 Ausbürgerung und neue Heimat in den USA

Am 10. Dezember 1932 fuhr Einstein in die USA, um seine Wintervorlesungen zu halten. Er sollte Deutschland nie mehr betreten. Als Hitler im Januar 1933 die Macht an sich riss, beschloss Albert Einstein, nicht mehr nach Deutschland zurückzukehren. Bei der Bücherverbrennung wurden auch seine Schriften vernichtet. Einstein trat mit Bedauern aus der Preußischen Akademie der Wissenschaften aus und stellte den Antrag auf Ausbürgerung. Das wurde abgelehnt, um ihm stattdessen die Staatsbürgerschaft per Strafausbürgerung abzuerkennen. Einstein kehrte mit Elsa zwar Mitte März 1933 nach Europa zurück, sie bleiben aber in dem kleinen belgischen Badeort Le Coq sur Mer. Von Belgien aus nimmt er den Kampf gegen Unrecht und Ungerechtigkeit auf, fährt mehrmals nach England zu Vorlesungen, spricht mit Winston Churchill. Am 3. Oktober 1933 hält er in der Londoner Royal Albert Hall vor 10 000 Zuhörern eine Rede zugunsten der Hilfsorganisationen für deutsch-jüdische Flüchtlinge und bedient sich erstmals öffentlich der englischen Sprache. Mit dem Dampfer „Westernland“ erreicht Einstein mit seiner Frau, seinem Assistenten Meyer und seiner Sekretärin Helene Dukas am 17. Oktober 1933 New York. Sie reisen mit einem Besuchervisum für ein halbes Jahr und wollen dann eigentlich zurückkehren.

## Beschlagnahme des Sommerhauses und Verkauf an die Gemeinde

Zuerst einmal gab es keine Handhabe, das Haus zu beschlagnahmen, da ja die Stieftöchter im Grundbuch eingetragen waren. Von ihnen wurde es dann an das benachbarte jüdische Kinder- und Landschulheim vermietet, das von der Reformpädagogin Gertrud Feiertag geleitet wurde. Einsteins Segelboot wurde bereits am 12. Juni 1933 beschlagnahmt und am 28. Februar 1934 in der Potsdamer Tageszeitung zum Verkauf angeboten. Den Zuschlag bekam ein Zahnarzt aus Nowawes (Potsdam-Babelsberg). Im Januar 1935 glaubt man eine Handhabe zur Beschlagnahme des Grundstücks gefunden zu haben: Es sei „zur Förderung kommunistischer bzw. volks- und staatsfeindlicher Bestrebungen gebraucht“ worden. (10.1.1935 Einstein-Akten Caputh) Im August 1935 wird der preußische Staat ins Grundbuch eingetragen und der Gemeinde Caputh der Kauf anempfohlen. Der Taxwert sei 16 000 Reichsmark gewesen, aber die Gemeinde konnte dafür nur 5000 Reichsmark zahlen, weil sie so arm sei, wie der Bürgermeister versicherte. 1935 musste auch das Kinderheim ausziehen.

Danach war zunächst die Unterbringung von Kindern geplant, deren Mütter in der Landwirtschaft als Erntehelferinnen tätig waren. Dann nutzten es die Jugendorganisationen BDM und HJ (Bund Deutscher Mädchen und Hitler Jugend). Der von der Gemeinde geplante, teilweise rigorose Umbau des Einsteinhauses im Frühjahr/Sommer 1938 wurde zurückgestellt und fallengelassen. Die Vorbereitung des Krieges war wichtiger. Ein Glück für das Haus! Während des Krieges diente das Haus zur Unterbringung und Ausbildung von Kindergärtnerinnen, die in den Sommerferien hier Kindergruppen betreuten. Zum Ende des Krieges ist das Haus von einem Wehrmachtsskommando und Kriegsgefangenen belegt. Nach dem Krieg wird es wegen des Wohnungsnotstandes sogleich an eine Flüchtlingsfamilie vermietet. Es war nahezu unversehrt geblieben, nur die Fenster waren gesprungen.

### **„Das heilige Russland hat nicht mehr gepiept“**

Die russische Administration, die einen Major schickte, der nach einem Ernst Steiner suchte (vermutlich ein Übertragungsfehler), hatte die Absicht, auf „jeden Fall ... das Haus so herzurichten, daß es dem Eigentümer jederzeit übergeben werden kann“. Es wurde erfolglos nach Möbeln und Büchern von Einstein gefahndet. Leider verliefen die Rückgabeabsichten im Sande. Albert Einstein äußerte sich 1954 in einem Brief an einen Freund über diese Zeit: „Die ganze Angelegenheit ist nicht wenig amuesant. Das Grundstück hatte ich erworben angeregt durch die verunglueckten Versuche der Stadt Berlin, mir zu meinem 50. Geburtstage ein Landhauuschen zu verehren, eine Komoedie der nicht ganz unbeabsichtigten Irrungen. Das Grundstueck wurde von den Nazis weggenommen, als deren Erben nun das heilige Russland in Erscheinung getreten ist, das sogar einmal einen schwachen Anlauf genommen hat, mir das Haeuschen mit einem grazioesen Kompliment zurückzugeben. Das heilige Russland hat sich aber bald eines anderen besonnen und hat nicht mehr gepiept.“

Bis Ende 1974 war das Einsteinhaus vermietet und die Mieter haben dafür gesorgt, dass das Haus nicht zerfällt. Es gab oft Briefe an die Gemeinde, in denen Reparaturen angemahnt wurden. 1973 plant man die Errichtung einer Gedenkstätte und einen Rechtsträgerwechsel an die Akademie der Wissenschaften der DDR. Ab 1974 wurde es als Gästehaus der Akademie genutzt. 1979, zum 100. Geburtstag von Albert Einstein, ist endlich eine umfangreiche Renovierung geplant, alle vorhergehenden Arbeiten waren nur Erhaltungsmaßnahmen gewesen, die oft wegen der Material-



knappheit nicht sachgemäß ausgeführt werden konnten. Nach der Renovierung war es vor allem Professor Hans-Jürgen Treder, Leiter des Einstein-Laboratoriums für theoretische Physik der Akademie, der sich um das Einsteinhaus kümmerte und, unterstützt von Erika Britzke, bis 1991 Führungen durchführte.

## Nach der Wende

Gary Smith, Gründungsbeauftragter der Potsdamer „Stiftung Einstein Forum“ bemühte sich um das Einsteinhaus und wollte die Veranstaltungsreihe „Caputher Gespräche“ ins Leben rufen. Die URANIA veranstaltete monatlich eine Gesprächsrunde mit anschließender Führung. Dann wurde, da die Eigentumsverhältnisse noch unklar waren, das Haus zunächst der Gemeinde Caputh „zurückgegeben“. Nach einem langen Restitutionsverfahren und einer umfassenden Renovierung ist jetzt die Hebräische Universität Jerusalem der Haupteigentümer und das Einstein Forum verwaltet das Haus und führt hier Führungen durch. Im Jahr 1999 entstand unter dem Dach der Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark e.V. der Initiativkreis Albert-Einstein-Haus Caputh. Damals befand sich das Einsteinhaus in einem äußerst desolaten Zustand. Die Renovierung des Hauses erfolgte schließlich zum Einsteinjahr 2005.

---

Die Dauerausstellung „Einsteins Sommer-Idyll in Caputh“ wird gezeigt im Bürgerhaus Caputh in der Straße der Einheit 3

---



*Chronisten am Einsteinhaus in Caputh*



Belegschaft der Ziegelei Borchmann  
Foto: Sammlung Heimatverein Glindow



Arbeiter am Ringofen  
Foto: Sammlung Heimatverein Glindow

# Glindow und seine Ziegeleien

*Barbara Czycholl und Siegrid Gottschalk, Glindow  
siwa27@gmx.de*

Der Tonabbau in größeren Mengen begann in Glindow 1462 mit der Gestattung des Abts Arnold von Lehnin, dem Magistrat von Brandenburg jährlich eine bestimmte Anzahl von Ziegelerde (Prahmen) zu gewinnen. Es folgten die Städte Cölln und Spandau sowie die Stadt Potsdam. Im Jahre 1683 sind auf der Karte von Suchodolletz zwei „Ziegeloffen“ (-öfen) dargestellt. Der erste „Offen“ befand sich im heutigen Gebiet der Deiche. Die Erdelöcher, die beim Tonabbau entstanden, wurden als Fischteiche und Mühlenteiche genutzt. Der zweite „Offen“ lag am Fuße des Marienberges. Dieser Standort ist durch die Jahrhunderte weiter archivalisch dokumentiert. Erstmals in Glindow erwähnt wurde diese Ziegelscheune 1689. Auch der König besaß Ziegelscheunen. Diese verpachtete er jeweils den Meistbietenden für sechs Jahre, danach wurden sie wieder neu ausgeschrieben. Zu dieser Zeit wurden Ziegel in Meiler- oder Feldbrandöfen hergestellt, die für jeden Brand neu errichtet und mit Torf, Reisig, Kohle und Holz beheizt wurden. Etwa 10 Tage brannte so ein Ofen mit etwa 10.000 Steinen, danach musste er 14 Tage auskühlen, bevor er abgebaut werden konnte und die fertigen Steine geborgen wurden. Sie waren von sehr unterschiedlicher Qualität, je nachdem, wo sie sich innerhalb des Ofens befunden hatten. Die Jahresproduktion einer Ziegelscheune um 1700 betrug etwa 80.000 Stück.

In Glindow existierten im Jahre 1750 die Marienberg-Ziegelei/Amtsziegelei, die Schönbeck'sche Ziegelei und die Invalidenkassen-Ziegelei direkt am Glindower See. Aus ihren Erträgen wurde die Versorgung der friderizianischen Kriegsinvaliden mitfinanziert. Durch zeitweise Verpachtung sicherte sie dem König regelmäßige feste Einkünfte. Nach dem Siebenjährigen Krieg (1756-1763) verkaufte Friedrich II. mehrere Ziegeleien, um die Staatskasse aufzufüllen. Danach existierten nur noch zwei königliche Ziegeleien. Zu dieser Zeit begann in der Residenzstadt Potsdam und auch in Berlin eine rege Bautätigkeit. Das „Neue Palais“ entstand und viele Bürgerhäuser wurden „veredelt“. Der Transport des Tones und der Ziegel erfolgte ab dem 17. Jahrhundert auf dem Wasserwege durch Caputher Schiffer. 1700 ließ König Friedrich I. die Wasserwege verbreitern und vertiefen. Durch den „Streng“, die Verbindung zwischen Glindower See und Havel, erfolgte der Transport der Ziegel.



*Caputher Kaffenkähne*

Mit Anstieg der Ziegelproduktion im 18. Jahrhundert wurden dafür Kaffenkähne eingesetzt. Sie besaßen einen geringen Tiefgang, waren segelbetrieben und hatten einen festen Mast. Für die Durchfahrt öffnete man die Brücken. Mit der Erfindung der Dampfmaschine wurden die Kaffenkähne nach und nach dampfgetrieben.

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts löste die industrielle Produktionsweise die bisherige handwerkliche Produktion ab. Der Eisenbahnbau begann und erschloss schnellere Transportwege. Auch in der Ziegeleitechnologie vollzog sich eine entscheidende Wende. Bereits 1835 entwickelte Maurermeister Arnold aus Fürstenwalde eine neue Brennofenart, den Ringofen, meldete sie aber nicht zum Patent an. So konnten 1858 der Baumeister und Ingenieur Friedrich Eduard Hoffmann (1818–1900) aus Gröningen in der Magdeburger Börde und sein Partner Stadtbaurat von Danzig Julius Albert Gottlieb Licht dieses Bauprinzip als ihre Erfindung patentieren lassen. Sehr anschaulich beschrieb Theodor Fontane in seinem Kapitel über Glindow diese Ofenerfindung. Vorteile waren neben der größeren Stückzahl beim Brand vor allem eine erhebliche Zeitersparnis und gleichbleibende Qualität. Nach 1840 stieg der Bedarf an Ziegeln enorm an, überall in Potsdam und Berlin entstanden neue Bauten. In Glindow gründeten sich 1843 die Ziegelei Reckling/Borchmann, 1860 Ziegelei Guthschmidt und 1864 Ziegelei Lorenz/Müller.

Neue Tonvorkommen am Mühlen- und am Strebenberg wurden erschlossen. Pferdegezogene Loren transportierten den Ton über

Gleise zu den Ziegeleien. Auch Mühlenmeister Thiedtke erkannte die Zeichen der Zeit und gründete 1860 die Thiedtke/Judenberg-Ziegelei. Dafür erschloss er ein altes Tonvorkommen im Springetal. Zeitzeuge Theodor Fontane wanderte mit dem Potsdamer Lehrer Wagner im Sommer 1869 nach Glindow und berichtete meisterlich am 17. April 1870 in der Nr. 90 der „Preußischen Zeitung“ (Kreuzzeitung): „Was Werder für den Obstkonsum der Hauptstadt ist, das ist Glindow für den Ziegelkonsum. In Werder wird gegraben, gepflanzt, gepflückt – in Glindow wird gegraben, geformt, gebrannt; an dem einen Ort eine wachsende Kultur, am anderen eine wachsende Industrie, an beiden...ein wachsender Wohlstand... Die Herstellung im Dorfe selbst erfolgt durch etwa 500 Arbeiter aller Art. Wir unterscheiden dabei: fremde Ziegelstreicher, einheimische Ziegelstreicher und Tagelöhner...“ Jede der drei Gruppen wurde individuell entlohnt und hatte spezielle Vereinbarungen mit den Ziegeleibesitzern. Gerecht ging es dabei nicht zu. Auch das Ortsbild von Glindow war eher alles andere als schön. Prägend schoben sich viele Ziegeleischornsteine in den Himmel. Fontane schrieb: „An und für sich ausgestattet mit dem vollen Reiz eines havelländischen Dorfes, hingestreckt zwischen See und Hügel, schieben sich doch überall in das altdörfliche Leben die Bilder eines allmodernsten frondiensthaften Industrierealismus hinein...“

Mit der Reichsgründung 1871 nahm die Ziegelindustrie einen nochmaligen Aufschwung. In der Reichshauptstadt Berlin entstanden anspruchsvolle Regierungs- und Verwaltungsgebäude, Verkehrsbauten, Bahnhöfe, zahlreiche Arbeiterquartiere und Luxusviertel, vieles davon mit Glindower Ziegeln gemauert. Zu dieser Zeit gab es in Glindow sieben Ziegeleien: Marienberg Ziegelei, Invalidenkassen-Ziegelei, Schönbecksche Ziegelei (Krumwiede/Fiedler), Judenbergsche Ziegelei, Ziegelei Lorenz/Müller, Ziegelei Guthschmidt und Ziegelei Reckling/Borchmann. Viele Ziegeleien kennzeichneten ihre Produkte mit Namensstempel, aus Stolz oder um sich gegenüber der Konkurrenz abzugrenzen.

Auch in der Verwaltung der Gemeinde Glindow spiegelte sich der Einfluss der reichen Ziegeleibesitzer wider. Sie besetzten wichtige Ämter mit Vertretern ihrer Familiendynastien und betonten die wirtschaftliche Bedeutung ihrer Besitztümer. Die absolute Blütezeit der Glindower Ziegeleien war erreicht. Nach 1900 erschöpften sich die Tonvorkommen um Glindow, der Ton musste per Schiff aus Schmergow oder Deetz bezogen werden. Das war zunehmend unwirtschaftlich. Zudem brach nach dem Ersten Weltkrieg und der darauf folgenden Weltwirtschaftskrise die Bautätigkeit in Berlin

und dem Umland zusammen. Es begannen der Niedergang der Ziegeleien und eine längere Umstrukturierungsphase des Produktionsprozesses. Zeitzeugen aus Stein sind heute noch die vorhandenen Wohnbauten der einstigen Ziegeleibesitzer, auch einige Reste der ehemaligen Produktionsanlagen sind noch vorhanden. Auf dem Dorffriedhof erinnern die Gräber der Ziegeleibesitzerfamilien an die ziegeleigeschichtliche Bedeutung Glindow. Landschaftsdenkmal sind die Glindower Alpen, einst aus dem Abraum der Gruben entstanden, heute ein beliebtes Erholungs- und Wandergebiet. Nur eine einzige Ziegelei hat alle guten und schlechten Zeiten der jahrhundertelangen Entwicklung überlebt. Es ist die „Invalidenkassen-Ziegelei“. Heute produziert sie unter dem Namen „Neue Ziegeleimanufaktur Glindow“ nach alter Technologie Objekte für die Denkmalpflege, aber auch künstlerisch gestaltete individuelle Stücke aus gebranntem Ton.

*Gekürzte Fassung aus dem Glindower Almanach, siehe Neue Heimatliteratur am Schluss dieses Kreisheimatkalenders*

---

Tip: Ziegeleimuseum Glindow im Aufseherturm von 1890 mit Führung durch die produzierende historische Manufaktur

---



*Turm des Glindower Ziegeleimuseums*

# Aus der Radeweger Kirchengeschichte: Ein Blitzeinschlag und die Folgen

*Gerda Arndt, Radewege, gerda.arndt@gmx.de*

Typisch für die spätgotische Radeweger Dorfkirche ist der in das Kirchenschiffdach eingebundene Turm. Dieser wuchtige Turm erhielt 1756 eine handwerklich erstklassig geformte barocke Schweifhaube, wie wir sie z.B. noch heute am Kirchturm in Neuendorf bei Brandenburg an der Havel bewundern können. Zwei architektonische Welten trafen aufeinander. Über 200 Jahre grüßte der barocke „Zwiebelturm“ weit über den Beetzsee hinaus die Brandenburger, die mit ihren Booten auf dem See weilten.

Was dann am 4. Mai 1973 geschah, veränderte den denkmalgeschützten Baukörper radikal. An einem Freitagnachmittag herrschte in Radewege Weltuntergangsstimmung; durch das aufziehende Gewitter war der Himmel schwarz. Der damalige Pfarrer Behrendt brach den Konfirmandenunterricht in der Kirche vorzeitig ab und schickte die Kinder nach Hause. Wenig später schlug ein Blitz in den Turm ein und setzte ihn in Brand. Durch den Blitzeinschlag wurden die elektrischen Birnen durch den Raum geschleudert. Die Holzkonstruktion der Schweifhaube fing Feuer und brannte. Die freiwillige Feuerwehr aus Radewege und die Feuerwehr aus der nahen Stadt Brandenburg konnten den Brand löschen, wobei jedoch die Schweifhaube ganz herunter gerissen wurde. Die Dokumente aus dem Turmknopf wurden geborgen und dann – vergessen. Durch großzügige Spenden konnte in kurzer Zeit nach dem Brand die Schweifhaube durch ein kurzes Zeltdach mit Schieferendeckung ersetzt werden.

Das ist nun 44 Jahre her. Aber was passierte mit den Turmknopfdokumenten? Nach der Katastrophe setzte sich der Gemeindegemeinderat zusammen. Das Protokoll darüber vom 10.07.1973 ist vorhanden und der Inhalt der Kapsel genau aufgeführt. Die Metallkapsel enthielt: je eine Urkunde von 1750 und 1869 (im Original), Dokumente von 1925 mit einer Aufzählung von 20 Münzen aus verschiedenen Zeiten (darunter wertvolle Silbermünzen); 13 Geldscheine aus der Zeit von 1908 bis 1923, ein Exemplar der Zeitung „Neues Deutschland“ vom 06.07.1951 sowie ein Aktenstück die Glocken von Radewege nach dem Zweiten Weltkrieg betreffend. Der Gemeindegemeinderat beschloss dazu, dass der gesamte Inhalt vorerst durch das Gemeindegemeinderatsmitglied Gerhard Wolf (inzwischen verstorben) in Verwahrung genommen und bei Wiederbesetzung der Pfarrstelle in der Nachbargemeinde Brielow

dem zuständigen Pfarrer übergeben werden soll. Dies ist jedoch versäumt worden. Erst nach 36 Jahren, am 16.11.2009, tauchten die Dokumente, die im Kleiderschrank in der Wohnung von Wilhelm Wolf versteckt waren, wieder auf. Durch die Renovierung der Wohnung und Umsetzen des alten Kleiderschranks war die Messinghülle mit den Dokumenten zum Vorschein gekommen. Der Inhalt stimmte mit den Angaben im Protokoll von 1973 völlig überein. Zum 675-jährigen Dorfjubiläum 2010 wurden einige Dokumente und Münzen in einer Vitrine in der Kirche in Radewege ausgestellt. Seither werden sie im Pfarrhaus in Brielow aufbewahrt. Seit dem Jahre 2000 bemüht sich der gemeinnützige Verein Kirchdach e.V. um die Erhaltung des Gotteshauses. Nun hat sich der Verein die schwierigste Aufgabe vorgenommen, das barocke Wahrzeichen im Norden des Beetzsees, den „Leuchtturm“ wieder zu errichten.

---

Helfen Sie durch Ihre Spende mit, dem anspruchsvollen Ziel der Wiedererrichtung der Schweifhaube ein Stück näher zu kommen. Spendenkonto: Kirchdach e.V. Radewege, Mittelbrandenburgische Sparkasse: BIC: WELADED1PMB  
IBAN: DE58 1605 0000 3601 017520

---



*Kirche von Radewege 2012, Foto: privat*



# Vom Fläming zum Deutschen Wandertag

*Ernst-Peter Rabenhorst, Treuenbrietzen  
ernstpeterrabenhorst@yahoo.de*

„Wandern auf Luthers Spuren“ war das Motto des Deutschen Wandertages 2017 in Eisenach und am Rennsteig. Dem Deutschen Wanderverband gehören etwa 600 000 Wanderer in 58 Mitgliedsorganisationen an. Zu ihnen gehört auch der am 28. März 2007 gegründete „Märkische Wanderbund“, der 2009 in Willingen erstmals an einem Deutschen Wandertag teilnahm. Über 40 märkische Wanderer reisten damals per Bus in die sauerländische Kleinstadt mit der berühmten Skisprungschanze. Mit ihrem geschlossenen Auftreten in den roten Wanderhemden mit Brandenburg-Adler erregten sie sofort Aufmerksamkeit und Neugier bei den Mitwandernden und den Zuschauern.



*Deutscher Wandertag in Willingen 2009*

Für die Teilnehmer aus der Mark war es aber zugleich Teil der Vorbereitung und Einstimmung auf den 112. Deutschen Wandertag, der dank der Überzeugungsarbeit und der intensiven Bewerbungsbemühungen des damaligen Landrats Lothar Koch an Bad Belzig und die Flämingregion vergeben worden war. Viele Verantwortliche beim Deutschen Wanderverband konnten es sich damals noch nicht vorstellen, dass auch der Fläming eine Region ist, die gerade für ältere Wanderfreunde viele angenehme und landschaftlich attraktive Wanderwege zu bieten hat. Zwei Mal konnten auf den Wandertagen in Freiburg im Breisgau und in Melle im Osnabrücker Land noch Erfahrungen gesammelt werden, bevor es im Jahr 2012 dann so weit war, dass man selbst als Ausrichter eines Wandertages die Gäste aus allen deutschen Landen begrüßen konnte.

Die Tradition der Wandertage reicht bis in das Jahr 1883 zurück, als man sich zum Ersten Deutschen Wandertag in Fulda zusammenschloss. Alljährlich treffen sich seitdem Wanderfreunde aus allen Teilen Deutschlands, um alte Bekanntschaften aufzufrischen und auf gemeinsamen Wandertouren neue Freundschaften zu knüpfen. Sie alle eint der Wunsch, sich in freier Natur zu bewegen und unterwegs immer neue Regionen unseres Landes mit ihren kulturellen, historischen und landschaftlichen Besonderheiten kennenzulernen, die enge Wechselwirkung zwischen Heimatverbundenheit und Naturerleben zu spüren. Es sind keine „Kilometerfresser“ oder Leistungssportler, die sich dort treffen, sondern Naturbegeisterte aus allen Schichten der Bevölkerung. Beim Wandern sind alle gleich, sind die Wanderwege das gemeinsame Ziel. Man lauscht den Ausführungen der Wanderführer und Ortschronisten, die während der Bewegung an der frischen Luft so manches lokale Geheimnis enthüllen oder von der Verquickung der Ortsgeschichte mit den großen Ereignissen des Zeitgeschehens berichten.

Und noch eines eint die Wanderer: Es ist das Bewusstsein, dass man durch regelmäßige körperliche Betätigung an der frischen Luft bis ins hohe Alter fit und gesund bleiben kann; befindet sich doch die überwiegende Mehrheit der Teilnehmer am Deutschen Wandertag bereits im Rentenalter. Die Strecken der Wanderungen sind so bemessen, dass jeder Einzelne entsprechend seinen Ansprüchen und Möglichkeiten die für ihn günstigsten Routen auswählen kann. Es beginnt mit zweistündigen Stadt- und Ortsführungen und reicht bis zu 30 Kilometer weiten Touren.

Viele Teilnehmer kommen auch deshalb zum Wandertag, um einmal im Jahr alte Bekannte wiederzutreffen oder um einfach die

besonders entspannte Atmosphäre eines Wandertages mitzuerleben und zu genießen. Sie kommen auch dann noch, wenn sie selbst nicht mehr in der Lage sind, aktiv an den Wanderungen teilzunehmen. Damit es für sie nicht langweilig wird, stehen bei jedem Wandertag kulturelle Veranstaltungen und Museumsbesuche mit auf dem Programm. Für die über 80-jährigen Teilnehmer gibt es einen speziellen Empfang durch den Präsidenten des Deutschen Wanderverbandes.

Die Deutschen Wandertage zählen zu den größten Wanderfesten weltweit. Sie laufen in jedem Jahr nach einem festen Ritual ab. Den Abend des ersten Tages krönt der Empfang der Wimpelgruppe. Sie trägt den Baum mit den Wimpeln aller bisherigen Wandertage auf „Schusters Rappen“ vom vorjährigen zum diesjährigen Austragungsort. Seit 1951 gibt es diesen Brauch bei der Weitergabe der Wandertagswimpel. Die ganze Distanz wird zu Fuß zurückgelegt. In diesem Jahr hatte die Wimpelgruppe zwischen Sebnitz und Eisenach 605 Kilometer in 24 Etappen zu bewältigen. Den bisher längsten Weg musste die Wimpelgruppe aus dem Fläming im Jahre 2013 zurücklegen. Zwischen Bad Belzig und Oberstdorf im Allgäu lagen genau 1011 Kilometer, die von der achtköpfigen Wimpelgruppe in 40 Etappen aufgeteilt und bezwungen wurden. Alle acht Wanderer waren von Anfang bis Ende dabei. Der Wandertagswimpel ist für die Wanderfreunde inzwischen so etwas wie ihr „Olympisches Feuer“ geworden. Erst wenn die Wimpelgruppe einmarschiert ist, kann der neue Wandertag eröffnet werden.



Parallel zur Ankunft der Wimpelgruppe wird die Tourismusbörse eröffnet, auf der sich alle interessierten Wanderregionen vorstellen und für ihre touristischen Attraktionen in eigens dafür bereitgestellten Zelten werben können.

Der zweite Tag ist ganz den Wanderungen gewidmet. Ausgehend von der Zahl der Thesen des großen Reformators standen in diesem Jahr neben dem „Luther-Weg Thüringen“ 95 erlebnisreiche Touren zur Auswahl. Die märkische Wandergruppe begab sich nach Creuzburg und folgte am Ufer der Werra den Spuren der Heiligen Elisabeth. Darüber hinaus gab es an diesem Tage die Mitgliederversammlung des Deutschen Wanderverbandes im Festsaal auf der Wartburg. Der Märkische Wanderverband war dort durch sein Vorstandsmitglied Hartmut König vertreten.

Am dritten Tag wurde wieder gewandert. Für die märkischen Wanderer ging es durch die Drachenschlucht hinauf zur „Hohen Sonne“ am Rennsteig und dann zurück durch die Landgrafenschlucht nach Eisenach. Dort stellte sich am Nachmittag traditionsgemäß der Austragungsort des nächsten Deutschen Wandertages vor, in diesem Falle die Stadt Detmold.

Unter dem Motto „Gemeinsam unterwegs“ werden die Märker im August 2018 beim 118. Deutschen Wandertag in Lippe durch das Land des Hermann gehen. Da heißt es dann, mit den Wanderungen im Teutoburger Wald zugleich tiefer in die deutsche Geschichte einzutauchen. Der Cheruskerfürst Hermann wird im Mittelpunkt stehen, von dessen gewaltigem Denkmal man weit in das Lipper Land blicken kann. Der Vorsitzende des Märkischen Wanderbundes und ausgebildete Wanderführer Chris Rappaport bietet während des Wandertages im Sommer 2018 mehrere Wanderungen im Teutoburger Wald an, Anmeldung erforderlich unter [info@maerkischer-wanderbund.de](mailto:info@maerkischer-wanderbund.de).

Am vierten Tag bildet der große Festumzug wie immer den Höhepunkt des Wandertages. Etwa 3000 Wanderer zogen in ihren Vereinsfarben und unter musikalischer Begleitung durch die Innenstadt von Eisenach, begrüßt von Schaulustigen am Straßenrand und in den Fenstern der Häuser. Und mitten im Festzug die 38 Aktiven des Märkischen Wanderbundes, die als besonderen Gruß an die Veranstalter vor der Haupttribüne die „Märkische Heide“ erklingen ließen.

---

*Foto vorhergehende Seite: Die Wimpelgruppe 2013 auf dem Weg von Bad Belzig nach Oberstdorf*

*Foto rechts oben: Deutscher Wandertag 2017 in Eisenach*

*Foto rechts unten: in der Drachenschlucht bei Eisenach*





# Ein vergangener Kurort

*Bärbel Krämer, Schwanebeck  
geschichtswerkstatt-kraemer@web.de*

Im Jahr 1927 wanderte ein gewisser R. Sitter quer durch den Fläming. Nachfolgend veröffentlichte er im „Zauch-Belziger Kreisblatt“ einen Teil seiner Reiseerlebnisse und gab Tipps für Touren durch die Region. Eine seiner Flämingwanderungen führte ihn von Belzig nach Verlorenwasser – vorbei an der Wüstung Seedoche und durch Schwanebeck.

Das Dorf betreffend war ihm die Kirche mit ihrer sehr alten Glocke erwähnenswert, ferner das in Ortsnähe vorhandene „Brunnenloch“ des Gesundbrunnens. Sitter bemerkt, dass das Wasser dieses Gesundbrunnens „vor 200 Jahren viel und mit Erfolg“ gebraucht wurde, und schritt vermutlich frohen Mutes weiter.

Heute ist das Brunnenloch nicht mehr auszumachen. Allerdings sprudelt in unmittelbarer Dorfnähe aus einem guten Dutzend kleiner Quellen glasklares Wasser. Bei einigen anderen deutet eine rostbraune Färbung auf erhöhten Eisengehalt hin. Dieses Quellgebiet, um das es schon vor langer Zeit still geworden ist, hat dem Dorf am Ende des 17. Jahrhunderts jedoch tatsächlich große Aufmerksamkeit beschert. Sitter ist einer der letzten, der die 1692 entdeckte Quelle erwähnt – wenn auch nur mit wenigen Sätzen.

Auch die Ausführungen über den Gesundbrunnen, die Johann Christian Eilers 1741 in der Belziger Chronik niedergeschrieben hat, sind heute noch immer spannend. Eilers berichtet unter anderem, dass damaligen Untersuchungen zufolge das Wasser der Quelle durch schweflig-eisenhaltiges Erdreich floss und dadurch besondere Eigenschaften erhielt. Es vermochte bei den verschiedensten Magenbeschwerden, Arthritis, Gicht, Hüft- und Lendenschmerz Linderung zu verschaffen.

---

*Foto links oben: Enthüllung des Gedenksteins Ostermontag 2017 durch Werner Lehmann und Werner Moritz (von links)*

*Foto links unten: Die neue Informationsstele zum Gesundbrunnen wird von den Bürgern angenommen.*

Das Wasser habe stark nach Schwefel gerochen. Eilers zieht den Vergleich, dass es „... eben als Büchsen-Pulver riechet“. Hell und klar soll es gewesen sein, genau wie jedes andere Wasser. Auch im Gewicht unterschied es sich nicht von anderen. Das habe er, so vermerkt der Chronist, dadurch festgestellt, „... indem ich solches mit Brunnen-Wasser, fließendem und auch stehendem Teichwasser gewogen, und in gleicher Schwere mit selbigem befunden habe“. Erwärmte man das Quellwasser oder war es einige Stunden an der Luft, so haben sich Geruch und Geschmack verloren. Um von seiner Heilkraft nichts einzubüßen, sollte es nach Möglichkeit nur in hölzernen Gefäßen transportiert werden.

So kamen einst viele Menschen in den Ort, die auf der Suche nach Heilung ihrer Beschwerden waren – in einer Zeit, als die Medizin noch in den Kinderschuhen steckte. Von der Heilung aller unheilbaren Krankheiten ist die Rede, davon, dass Blinde wieder sehen, die Stummen wieder reden, die Lahmen und Krüppel wieder gerade und gesund werden würden. Doch Wunder blieben aus. Eilers bemerkt, dass viele der „elenden Personen, die sich hinzu gemacht“, unmöglich „curieret werden“ konnten.

In einem 1714 durch den Arzt Dr. Johann Adam Külbel verfassten Schriftsatz über die Heilkraft des Wassers finden sich Verordnungsempfehlungen, die nicht abwegig klingen. Er empfahl das Wasser zur innerlichen und äußerlichen Anwendung: „Was nun das Trinken im speziellen betrifft, so habe ich observieret, dass es manchen Personen, die absonderlich schwach und empfindlichen Magen haben, also kalt getrunken, nicht bekommen will.“ Weiter heißt es: „Wem es nun kalt getrunken nicht bekommen will, der darf es nur warm gemacht trinken und zwar so, dass eine Flasche oder Bouteille mit solchem Wasser angefüllt und zugestopft in ein anders Geschirr mit heißem Wasser gesetzt und also ein wenig warm gemacht wird.“ Auch über die Zeitspanne, in der das Wasser getrunken werden sollte, finden sich Hinweise. Külbel riet, „etliche Stunden des Tages“ dafür einzuplanen – jeweils vormittags, nachmittags und abends zwei Stunden! Was die Menge anbetrifft, so empfahl er dreimal am Tag 1 bis 1 1/2 Maß Wasser (ein Maß entspricht einem Liter) zu sich zu nehmen. Das Ganze soll schleimlösende und abführende Effekte nach sich gezogen haben.

Dem einen oder anderen Kurgast muss der Geruch des Wassers jedoch zu schaffen gemacht haben. „Wer aber es gleich nicht riechen kann“, so Külbel, der fange mit kleinen Dosen mehrmals am Tag an. Für Patienten mit einem empfindlichen Magen ergeht zusätz-



lich der Tipp, „nach Gebrauch des Wassers jedesmal ein Glas guten Wein drauf [zu] setzen, oder in dessen Ermangelung ein wenig eingemachten Ingwer oder eingemachte Pomeranzen-Schalen essen“. Wer sich für ein schweißtreibend wirkendes Bad entschieden hatte, dem wurde folgendes Verhalten nahegelegt: „Sobald man gebadet, soll man sich darauf ins Bette legen und warm halten ... und bleibe man lange darinnen liegen, bis der Schweiß von selbst wieder aufhöret.“ Ein Glas Wein oder „gutes Bier“ während der Schwitzkur wurden als förderlich angesehen. – Eilers berichtet ferner von Menschen, deren Krätze und allerhand Hautleiden mit „bösen offenen und alten Schäden“ durch äußerliches Reinigen mit dem Wasser austrockneten und heilten.

1715 wurde in unmittelbarer Nähe des Gesundbrunnens eine zweite Quelle entdeckt, die ebenfalls heilsames Wasser zutage förderte. Sie soll der ersten in nichts nachgestanden haben. Dennoch ging ausgangs des 18. Jahrhunderts Schwanebecks glorreiche Zeit als Kurort zu Ende. Külbels Wunsch, „Gott gebe im übrigen dieses Brunnens und dessen Kräfte beständige Continuation“, erfüllte sich nicht. Der Gesundbrunnen geriet in Vergessenheit. Das Warum ist nicht erforscht.

Die Gründe können vielfältig sein. Womöglich sprudelten die Quellen nicht mehr ergiebig genug. Oder es mangelte an Geld, zeitgemäße Kuranstalten wie beispielsweise ein Brunnenhaus zu errichten. Vielleicht konnten sich aber auch eigentlich gut betuchte Menschen infolge wirtschaftlicher Instabilität der Region eine Kur nicht mehr leisten. Oder hat der Niedergang der Kurortentwicklung in Schwanebeck gar etwas mit der Herrschaftszugehörigkeit des Dorfes zu tun? Der ehemals sächsische Landstrich war mittlerweile preußisch geworden. Denkbar wäre auch, dass der Ruf als „Wunderwasser“ eine Mitschuld am Niedergang hatte.

Aufklärung könnten unter anderem alte Kirchenrechnungsbücher von Schwanebeck bringen. Einige haben die Zeit überdauert und müssten entsprechende Informationen beinhalten. Die heilsame Quelle von Schwanebeck lag nämlich auf Kirchenländereien. Der Verkauf des Wunderwassers muss der Kirche Einnahmen beschert haben, die in diesen Büchern vermerkt sein müssten. Eine Sichtung der Dokumente ist jedoch äußerst aufwendig.

Heute wirbt man in der 2002 eröffneten SteinTherme mit den Worten „Die Bad Belziger Thermalsole ist ein Gesundbrunnen“ um die Gunst Erholungssuchender aus nah und fern. Gespeist wird das in

nur vier Kilometer von Schwanebeck erbaute Gesundheitsbad über eine jodhaltige Quelle, die ein Bohrtrupp 1996 in 775 Metern Tiefe entdeckte und die der Stadt den Weg zum Bad-Titel ebnete. Die gesundheitsfördernden Eigenschaften der Bad Belziger Thermalsole auf Herz und Kreislauf, Muskeln und Gelenke, Haut und Atemwege sind vielfach beschrieben und ähneln denen des Schwanebecker Gesundbrunnens – der heilsamen Quelle, die vor mehr als drei Jahrhunderten in einem Erlenbusch unweit von Schwanebeck entdeckt wurde. – Als 2003 infolge der Eingemeindung von Schwanebeck nach Belzig neue Straßennamen gebraucht wurden, erinnerten sich einige Einwohner an die Kurortvergangenheit ihres Dorfes. Sie regten an, der ursprünglichen Brandenburger Straße, die nur etwa 400 Meter vom Quellgebiet entfernt verläuft, den Namen „Am Gesundbrunnen“ zu geben. – 2010 wurde aus Belzig die Kur- und Bäderstadt Bad Belzig und Schwanebeck damit zum einzigen Ortsteil mit eigener Kurortvergangenheit.

Im Jahr 2017 jährte sich die Entdeckung des Gesundbrunnens nunmehr zum 325. Mal. Damit stand ein Jubiläum ins Haus, an das man im Dorf erinnern wollte, obgleich Spuren der Quelle durch die Anlegung eines Fischzuchtteiches in den 1960er Jahren verloren gegangen sind. Eine kleine Gruppe Interessierter schritt zur Tat, befreite einen Teil des weitläufigen Areals von Wildwuchs und sorgte dafür, dass ein Erinnerungsstein abgelegt wird. Zeitgleich wurde am Ostermontag vor Ort der Baum des Jahres 2017 – die Fichte – gepflanzt. In der Straße „Am Gesundbrunnen“ wiederum wurde eine Informationsstele installiert, die nicht nur den verheißungsvollen Straßennamen erklärt, sondern auch über den wohl interessantesten Teil der Ortsgeschichte informiert.

Einige Wochen zuvor hatte der Zufall dann auch noch für eine Überraschung gesorgt. Der vermoderte Teich war, warum auch immer, leergelaufen. Vermutlich hatte irgendjemand den Schieber, mit dem der Wasserstand geregelt werden kann, gelöst. Der geleerte Teich gab den Blick auf zwei Quellen frei, aus denen armdick glasklares Wasser sprudelte. Am Tag darauf war das Schauspiel bereits wieder beendet; der Teich war nahezu mit Wasser gefüllt. Das Jubiläum wiederum weckte allerhand interessante Erinnerungen der Dorfbewohner. So wurde unter anderem erzählt, dass es sogar Quellen gab, die warmes Wasser hervorbrachten. In Anbetracht der Tatsache, dass in Bad Belzig 34 Grad warmes Thermalwasser gefördert wird, ist die Geschichte des fast vergessenen Schwanebecker Gesundbrunnens also nach wie vor interessant.

# Die Wiesenburg und ihr Milchvieh

*Dieter Dehame, Potsdam*  
*Wildemann@rinderzucht-bb.de*

Der Kuhstall des Rittergutes Wiesenburg war, wie auf einem Foto von 1925 zu sehen ist, äußerst geräumig und nahm eine ganze Front des von vier Seiten eingefassten Wirtschaftshofes ein. Das war notwendig, waren doch nach Angaben des Güteradressbuches der Provinz Brandenburg aus dem Jahre 1929 über 70 Kühe unterzubringen und das ganzjährig, da es zu wenig Weideflächen gab. Gegen 500 Hektar Ackerland standen nur 33 Hektar Weide, dazu noch 40 Hektar Wiese. 20 Jahre zuvor hatte es nur Wiesen gegeben, insgesamt 64 Hektar. Um 1885 wurde neben Wiesen noch ein Hektar Hutung erwähnt. Unter Hutung verstand man eine alte Form der Viehhaltung, die Waldweide, vorrangig für Schweine üblich. Aber auch Kühe wurden jedes Jahr als Teil der Dreifelderwirtschaft im Frühsommer für etwa zwei Monate in die Wälder getrieben.



Durch die Entwicklung des Ackerbaus verlor diese Form der Weide im 19. Jahrhundert ihre Bedeutung und wurde eingestellt. Wenn auch die Viehzucht in der Brandtsheide, dem eigentlichen Grundstock der Herrschaft Wiesenburg, „im Allgemeinen als etwas

dürftig“ bezeichnet wurde, hat sie im Rittergut Wiesenburg immer ihre Bedeutung gehabt. 1627 betrug der Bestand „an Rindvieh 92 Stück, an Schafen 616 Stück“. Anfang des 18. Jahrhunderts wurde über „60 melkende Kühe und 1000 Schafe“ berichtet. Die zuvor erwähnten Wiesen befanden sich im Fiener Bruch in der Gegend um Zitz und bei Reppinichen, alle in ziemlicher Entfernung gelegen. Das Heu für den Winter musste also über 30 und mehr Kilometer herangefahren werden. Konnte der Bedarf einmal nicht gedeckt werden, wurde Heu auch von den Elbwiesen bei Coswig bezogen. Die wenige Weide brauchte man für die Jungrinder. Stroh für Kühe war immer knapp.

Die Böden auf dem Fläming zwischen den großen Waldflächen (sie nahmen fast zwei Drittel der Gesamtfläche des Gutes ein) waren von Natur aus karg, brachten wenig Kornertrag und auch nur kurzes Stroh. Früher war es üblich, zusätzliche Einstreu für den Kuhstall aus dem Wald zu holen, neben der Waldweide eine weitere Belastung für die Forstwirtschaft. Weil auf diese Weise nur wenig Stallmist anfiel, konnten die Felder auch nur mangelhaft gedüngt werden. So schloss sich der Kreis. Erst durch den Einsatz von mineralischem Dünger wurde das grundsätzlich anders.

Der 1881 verstorbene Herr von Watzdorf hatte ein Jahr zuvor das Rittergut Wiesenburg erstmals verpachtet. Der erste Pächter war Amtmann Günhe. 1889 wurde Georg Kühtz sein Nachfolger. Er verstand es, das Gut in kurzer Zeit so weit zu verbessern, dass es häufig als Musterbetrieb besichtigt wurde. Auf den leichten Böden führte Kühtz die Gründüngung mit Lupinen zur Verbesserung der Ertragsfähigkeit ein, auf den tiefer liegenden Böden wurde mit Drainage gearbeitet, um bessere und sichere Ernten zu gewährleisten. Der Ackerfutterbau wurde erweitert, der 300 Hektar umfassende Hackfruchtbau intensiviert. 1910 pachtete Georg Kühtz noch das benachbarte Rittergut Schmerwitz hinzu. Nach seinem Tode übernahm 1919 der älteste Sohn Ernst die Pacht der beiden Betriebe. Pächter von Gütern oder Domänen waren damals als Pioniere des landwirtschaftlichen Fortschritts in Brandenburg zu bezeichnen. Von den Gutsbetrieben war 1907 reichlich ein Viertel verpachtet. Die Pächter waren in der Regel gut gebildet, verstanden zu wirtschaften und blieben oft über Generationen. So war es auch in Wiesenburg. Ernst Kühtz blieb bis 1945 Pächter auf dem Rittergut. Seinem Bruder Walter hatte er nach 1921 die Pacht des Rittergutes Schmerwitz übergeben. Der dritte Bruder Fritz Kühtz hatte für kurze Zeit das ebenfalls benachbarte Rittergut Hagelberg gepachtet.

Die zur Zeit des Pachtbeginns in Wiesenburg vorhandenen Kühe gehörten der schwarzbunten Rasse an, die ursprünglich in unserer Region nicht zu Hause war. Solche Kühe holte man meist aus Ostfriesland oder Oldenburg, um die Menge und die Qualität der Milch zu verbessern. Im Handbuch des Grundbesitzes im Deutschen Reiche von 1885 ist für das Rittergut Wiesenburg aber bereits „Züchtung und Mastung von Holländischem Rindvieh“ erwähnt, zeitiger als es auf den meisten anderen Gütern üblich war.



Das in früheren Zeiten in Brandenburg und darüber hinaus in ganz Mitteleuropa gehaltene rote Landrind, ursprünglich auch als Keltenvieh bezeichnet, war kleinwüchsig, unansehnlich, durch viele planlose Kreuzungen in der Regel bunt gescheckt, aber widerstandsfähig, zum Zug geeignet und „gab bei guter Fütterung ziemlich viel Milch“. Den Weg zur züchterischen Verbesserung dieser Landrasse hatte man aber auch in Brandenburg als zu lang und zu unsicher längst abgeschrieben. Der 1870 gegründete „Belziger Verein für Landwirtschaft, Forstwirtschaft und Gartenbau“ suchte durch Anschaffung guter Zuchtstiere die Viehzucht zu heben. Nach der vom Verein veranstalteten 2. Großen Tierschau im Juni 1876 in Belzig wurde lobend hervorgehoben, „das ausgestellte Rindvieh sei im allgemeinen gut gewesen, vorzugsweise waren gute Milchkühe, Holländer Rasse, am Platze“. Zuchten mit Holländer Kühen fanden sich damals im Kreis Zauch-Belzig neben Wiesenburg auch in den Rittergütern Benken, Klein-Briesen, Dahnsdorf, Gollwitz, Lehnin, Sandberg I und Stücken. In den Bauerndörfern hatten sogenannte Stierzuchtgenossenschaften für die Anschaffung „moderner“ Bullen gesorgt. Seit 1878 stand ein Bulle in Schlalach, ein Jahr später gab es vier weitere in Treuenbrietzen, Niederwerbig, Lühsdorf und Baitz. Bis auf den Baitzer Bullen (seine Heimat war Ostfriesland) gehörten wiederum alle der Holländer Rasse an, sicher auch auf Empfehlung des Belziger Landwirtschaftlichen Vereins.

Die Kühe im Rittergut Wiesenburg wurden in der früher üblichen Queraufstallung gehalten. So gab es vier Stallgassen, an denen beidseitig die Kühe standen. Das brachte viel schwere Handarbeit mit sich. Das Heu wurde auf dem Dachboden des Stalles gelagert und von dort durch eine große Luke in die Stallmitte abgeworfen. Das Streustroh mussten sich die Melker in der Regel täglich selbst aus der Scheune holen. Heu und Stroh wurden dann mit der Gabel im Stall verteilt und zu jeder Krippe gebracht. Auch das Entmisten war schwere Handarbeit. Auf der Karre musste der frische Stallmist täglich zum Misthaufen in der Mitte des Hofes geschoben und dort gestapelt werden. Das Festtreten war eine der vielen Arbeiten der Ochsen, wie vom Gut Schmerwitz noch aus der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen berichtet wurde: „Auf einem großen Dungplatz außerhalb des Hofes gingen sie zu diesem Zweck viele Stunden im Kreis.“ Abends reinigte dann der Stallknecht die Klauen der Tiere mit Desinfektionslauge. In der Mitte des Kuhstalls befand sich die Futterkammer, in der Rüben geschnitzelt und mit Kaff vermengt wurden. Darüber gab man die Schlempe aus der Brennerei.

Auch das Melken war in Wiesenburg immer Handarbeit. Ein Ober-schweizer und drei bis vier Gehilfen besorgten diese Arbeit. Die Milch nahm im Laufe der Zeit jedoch verschiedene Wege. Sie wurde zunächst über Flächenkühler geleitet und mit Hilfe von kaltem Wasser heruntergekühlt, morgens zu 6.00 Uhr in kleinen Holz-fässern, später in Kannen bereitgestellt und auf einem gummibe-reiften Pferdewagen (es war der einzige dieser Art auf dem Gut) zum Bahnhof Wiesenburg gefahren. Dort verlud man sie in einen Waggon, der für den Frühzug nach Berlin bereitgestellt wurde. Anna Jansch erzählt, dass die Milch auf diese Weise so schnell an ihr Ziel gelangte, dass sie schon um 8.30 Uhr in Berlin auf dem Markt verkauft werden konnte. Ein Teil der Milch blieb in Wiesenburg. Neben der Gutsküche erhielten die auf dem Gut beschäftigten Schnitter neben Kartoffeln auch Milch als Deputat. Später blieb die gesamte Milch in Wiesenburg. Paul Krüger erinnert sich: „1929 ließ der Molkereifachmann Otto Schulze in der Hagelberger Straße 14 ein Wohnhaus erbauen. Darin war auch die Betriebseinrichtung einer kleinen privaten Molkerei eingebaut worden.“ Dorthin brachte nun unter anderen das Rittergut Wiesenburg mit Pferde-fuhrwerken seine Milch. Elisabeth Mommert berichtet, dass sie während des Ersten Weltkrieges zeitweise die Milch in Kannen zur Molkerei nach Welsicke gefahren hat. 1937 wurde dann in Bahn-hofsnähe eine große Raiffeisen-Genossenschaftsmolkerei gebaut, die auch der Versorgung der Bevölkerung diente, aber im Zweiten Weltkrieg 2 Monate lagerfähig gemachte Butter herstellte, die, in besonderen Butterkisten verpackt, bis in die vorderste Frontlinie transportiert werden konnte. Die Belieferung dieser Molkerei geschah nach wie vor mit Pferdefuhrwerken. Die zuerst beschriebene private Wiesenburger Molkerei sowie weitere in Reetz, Grubo, Raben sowie auch in Schmerwitz wurden geschlossen. Die neue Molkerei nahe dem Bahnhof blieb bis nach 1959 in Betrieb.

Auch die Brennerei gehörte zum Gutsbetrieb. Sie war 1907 grundlegend modernisiert worden. Erbaut wurde sie schon im Jahre 1853. Getreide und später vor allem Kartoffeln wurden hier verarbeitet. Während der Sprit seinen Weg nach Köthen und Wittenberg, später nach Zahna nahm, blieb die Schlempe als begehrtes Futter im benachbarten Kuhstall. Üblich war auf den Gütern eine direkte Leitung von der benachbart gelegenen Brennerei bis in den Kuhstall. Die noch warme Schlempe floss auch in Wiesenburg direkt in die Krippen der Kühe. Die langjährige Existenz dieser Bren-nerie hat die Entwicklung der Viehwirtschaft in Wiesenburg maßgeblich beeinflusst. 1939 wurde rückblickend über eine um-fangreiche Landwirtschaft berichtet, die „seit über 200 Jahren mit

einer Brennerei verbunden ist“. Vom „Amtsantritt des Administrators Ferdinand Lignitz im Jahre 1860 in die Dienste der Wiesenburger Herrschaft“ wird berichtet, „er steigerte im Interesse besserer Viehmästung und mehreren Viehverkaufs vorzüglich den Brenneibetrieb“. Wie es hieß, wurde „Kartoffelbau immer in großem Maßstab“ betrieben, weil sich der Boden hierzu besonders eignet. 1840 hatte ein märkischer Gutspächter bereits festgestellt: „Kartoffeln und Sprit gaben einen sehr guten Reinertrag und halfen über schlechte Getreideernten hinweg.“ Dazu passte die moderne Rinderrasse, die aus Schlempe über mehr Milch mehr Gewinn machte.

Die Schafzucht hat wie in allen Gutsbetrieben auch in Wiesenburg zu jeder Zeit ihre Bedeutung gehabt. Die in der Literatur genannten Bestände von 1627 und aus dem 18. Jahrhundert belegen das. 1885 wurde eine Wollschäferei erwähnt. Auf der Belziger Tierschau im Juni 1904 erhielt Amtmann Kühtz, der den Wiesenburger Gutsbetrieb führte, nicht nur bei den Rindern (Jungvieh, Ochsen und Stiere) Preise, auch bei Schafen wurde ihm ein Ehrenpreis zuerkannt. Durch die Entscheidung für die Rinderzucht wurde später die Schafzucht eingestellt. Sind im Güteradressbuch für die Provinz Brandenburg von 1914 noch 515 Schafe verzeichnet, finden sich in der Ausgabe von 1923 keine mehr. Von Seiten des Belziger Landwirtschaftlichen Vereins wurde die Schafzucht nur unwesentlich gefördert. „Trotzdem man vom Vorstandstisch aus stets für die Hebung der Schafzucht eintrat, kam niemals etwas Praktisches heraus“, wurde zum 40. Jubiläum des Vereins im Jahre 1910 festgestellt. Und weiter: „Die Verbesserung und Vermehrung der Rindviehbestände verdrängte die Schafzucht. Heute gibt es schon viele Dörfer in unserer Gegend, in denen die Schafherden verschwunden sind.“ Wenige Jahre später war es auch in Wiesenburg so. Ein erneuter Kurswechsel wurde dann nach 1930 vorgenommen: 300 Schafe gehörten nun wieder zum Viehbestand des Gutes. Diese Neuanschaffung war aber sicher nicht ökonomisch wichtig, sondern eine von vielen vorbereitenden Maßnahmen, um Deutschland frei von Importen im Kriegsfall zu machen.

Nach der Ausdehnung der Pacht auf das Rittergut Schmerwitz wurden in Wiesenburg keine Schweine mehr gehalten. Das Schloss sollte von Geruchsbelästigungen freibleiben. Dafür stockte man den Bestand in Schmerwitz von 110 auf 300 Stück auf. Es gab damals also bereits eine Form der Arbeitsteilung, die aber nur funktionierte, weil die Güter Wiesenburg und Schmerwitz vom gleichen Pächter bewirtschaftet wurden. Neben der Brennerei wurde ein



Brauhaus in Wiesenburg schon um 1575 erwähnt. Das war „von großer Bedeutung, weil die Herrschaft zu Wiesenburg den Bierzwang in der ganzen Brandtsheide hatte, und es den anderweitigen Herrschaften meist nur erlaubt war, sich einen Tischtrunk zu brauen“. Zur Zeit der Familie Kühtz war der Zwang natürlich längst aufgehoben, aber „es existiert in der Brandtsheide keine Brauerei weiter als in Wiesenburg“. Pferde wurden auf dem Gut als Zugkräfte genutzt. Während vor dem Ersten Weltkrieg anderswo noch viele Fuhrwerke von Ochsen gezogen wurden, gab es um 1904 in Wiesenburg bereits 63 Pferde, die einen großen Teil der Transporte erledigten.

Dass die Rinderzucht in der Mittelmark zur Zeit der Gründung der Rinderzuchtverbände um 1900 in Brandenburg eine große Rolle spielen würde, hatte wohl niemand erwartet. Tatsächlich gründete man erst 1920 den „Verband der Rindviehzüchter der Mittelmark“ als sechsten und letzten der Provinz Brandenburg mit Sitz in Jüterbog. Nach der ersten Auktion im Mai 1921 wurde im Jüterbog-Luckenwalder Kreisblatt lobend und hoffnungsvoll festgestellt: „Es hat sich also gezeigt, dass der Landwirt der Mittelmark nicht allein ein guter Ackerwirt, sondern auch ein ausgezeichnete Viehzüchter ist und dass im Verbandsbezirk ein Interesse zur Viehzucht aufzukeimen beginnt, wie es nicht sehnlicher erwünscht werden kann.“ Wenn es bereits achtunggebietende Erfolge gab, war das in besonderem Maße dem Gutsbesitzer Dr. Ferdinand von Lochow in Petkus zu danken, der immer bereit war, mit seinen Erfahrungen zu helfen. Er hatte die Gründung von Kontrollvereinen, die nach 1900 überall in der Provinz Brandenburg entstanden waren, auch für die Mittelmark angeregt. 1905 wurde mit seiner Unterstützung der erste Verein in Petkus gegründet. 1909 folgten nach diesem Vorbild weitere in Jüterbog, Treuenbrietzen, Niemegek und auch in Belzig. Die Zahl der Mitglieder stieg von 158 im Jahre 1910 auf 351 im Kontrolljahr 1925/26. Zu dieser Zeit gehörten rund 5400 kontrollierte Kühe zum Verband, 459 davon zum Kontrollbezirk Brück, darunter auch 82 aus Wiesenburg und 66 aus Schmerwitz.

Die Gutsbetriebe in Wiesenburg und Schmerwitz teilten sich 1925/26 die Spitze im Kontrollbezirk Brück mit 3785 bzw. 3867 Kilogramm Milch. Beide Güter waren auch mit Abstand die Ersten im Wettbewerb um die besten Kühe des Jahrgangs unter allen Kuhbeständen des Kontrollbezirkes Brück. Nur das Gut in Lübnitz, das zu dieser Zeit Editha von Lochow gehörte, schob sich manchmal davor, aber dann mit Hilfe hohen Fettgehaltes der erzeugten Milch. Kritikwürdig waren die Inhaltsstoffe der Milch im ganzen Gebiet

des Hohen Flämings. Als Gründe für die Leistungsdifferenzen wurden damals bei vielen Betrieben eine mangelhafte Auswertung der Leistungskontrolle, eine zu geringe Selektion und zu wenig Fütterung auf Leistung bei den Kühen genannt, heute Selbstverständlichkeiten für Rinderzüchter auch in der Belziger Region. Trotzdem war die Wiesenburger Rinderhaltung mehrfach mit Jungbullen auf den Auktionen des Landesverbandes Kürmärkischer Rindviehzüchter in Berlin vertreten und fand sogar einen Platz unter den Herdbuchzüchtern, die ihre Nachzucht auf der Ebene der Provinz Brandenburg vermarkteten.

Nach Kriegsende wurde das Rittergut Wiesenburg enteignet, als Ganzes nicht erhalten, sondern im Zuge der Bodenreform aufgesiedelt. Dadurch verloren die Gebäude des Gutshofes ihren Zweck. Nachdem die Kühe an ihre neuen Besitzer verteilt waren, begann im September 1948 der Abriss des Kuhstalls. Damit war die bis zum Jahre 1627 zurück zu verfolgende Milchviehhaltung auf dem Gut Wiesenburg beendet.

*Fotos: Sammlung Dehame*



## 90 Jahre Siedlerdorf Schenkenberg

*Wolfgang Groch und Reinhold Strehlau, Schenkenberg  
POTL-Station6-Schenkenberg@gmx.de  
nach Angaben des Ortschronisten Wilfried Unverricht*

Auf den Gutsflächen von Schenkenberg bei Groß Kreuzt lagen die Vorwerke der Rittergüter Trechwitz und Jeserig. Die Adelsfamilie derer von Rochow verkaufte die Flächen, die 550 Jahre lang ihr Eigentum gewesen waren, wegen fehlender Erben zur Aufsiedelung an eine Siedlergenossenschaft. Ab 1925 wurden um das Vorwerk herum auf 554 Hektar 153 Ansiedlungen geplant. Nach dem Ersten Weltkrieg sollten hier, wie auch in anderen Teilen Deutschlands staatlich gestützt, Siedlungsgesellschaften für Umsiedler und Flüchtlinge aus ehemals deutschen Gebieten neue Existenzmöglichkeiten erschließen. Die Siedler kamen aus der Ukraine, Polen, Pommern, Westpreußen, Schlesien sowie aus dem rheinisch-westfälischen Raum.

Die ersten Häuser wurden 1925 errichtet. Am 30. September 1928 wurde auch die politische Gemeinde Schenkenberg gegründet. Bis 1930 erfolgte der Aufbau von 226 typisierten Siedlerstellen für Bauern, Gärtner und Arbeiter. Die Wohnhäuser waren hauptsächlich einfache Doppelhäuser in zwei Typen – mit Satteldach und Doppelgaube, gerundetem Giebel mit kleiner Gaube und Nebengelassen für die Kleintierhaltung.

Die Siedlerstellen hatten je Doppelhaushälfte 0,5 bis 1,5 Hektar Land direkt am Wohnhaus zur Bewirtschaftung. Die Böden waren karg – Heide und minderwertige Sandböden. Zu kleinen Teilen gehörten den Siedlern auch Wald sowie Acker- und Wiesenflächen im fruchtbareren Bruchgebiet. Das Leben vom Obst- und Gemüseanbau war mühsam und wurde meist als Nebenerwerb betrieben; die Siedler arbeiteten dann im Hauptberuf in Brandenburger Industriebetrieben. Die 1929 gegründete Bezugs- und Absatzgenossenschaft mit Sitz im Alten Vorwerk nahm die erzeugten Produkte ab und lieferte Saatgut und Dünger.

Das Wasserwerk wurde 1929 im Bruch errichtet und war Grundlage für die Bewässerung auf den Sandböden. 1930 wurde die Schule eingeweiht, ebenso wurden der Gasthof „Haus Schenkenberg“ und ein Geschäft für Kolonialwaren sowie eine Dampfbackerei eröffnet.



*Holzsparendes Bohlendach der Siedlerdoppelhaushälften von 1928, um 1800 vom königlich-preußischen geheimen Ober-Bau-Rath David Gilly erfunden, mit kleiner Gaube und Stallanbau*



*Siedlerhaus in der Kastanienallee mit Satteldach um 1930*

Der Sportverein SV Empor Schenkenberg und die Freiwillige Feuerwehr sind 1928 gegründet worden. Der erste Gottesdienst im Ort fand 1929 im Gutshaus statt.

Ab 1943 wurden in Schenkenberg Familien aus dem zerbombten Berlin aufgenommen. Wie schon nach dem Ersten Weltkrieg wurden auch nach dem Zweiten Weltkrieg wieder Umsiedler aus den ehemaligen deutschen Ostgebieten, der Tschechoslowakei, der Sowjetunion und den Balkanländern in der Gemeinde angesiedelt.

Die in der DDR-Zeit durchgesetzte Vergesellschaftung auch der Produktion in der Landwirtschaft führte Mitte der 70er Jahre zum Großbetrieb Landwirtschaftliche Produktionsgenossenschaft LPG Damsdorf. Dank moderner Technik wurde die Arbeit auf der LPG attraktiv. Eigene Ausbildungseinrichtungen, Kühlhäuser und Ferienheime ergänzten den Standard der LPG. Zur LPG Obstbau Damsdorf gehörten circa 800 Mitglieder. Die Anbauflächen von Michelsdorf bis Deetz lagen im Herzen des über 10 000 Hektar umfassenden Havelländischen Obstanbaugebietes.

Typisch für Schenkenberg war in den DDR-Jahren aber auch die intensive Individualproduktion auf den Restflächen und in den Privatgärten um die Siedlerhäuser. In ihren beheizten Folienzelten erarbeiteten sich die Siedler nach Feierabend ein Zusatzeinkommen.

Nach der Wende brachte die Kirschbergsiedlung dem Dorf eine Verdoppelung der Einwohnerzahlen auf heute über 1400 und den Status als Wohnort. Die Schenkenberger fahren nun über den Bahnhof Götz nach Potsdam und Berlin zur Arbeit. Es gibt Einkaufsmöglichkeiten und Gaststätten und mit dem Fußballverein SV Empor Schenkenberg 1928 einen weitherum bekannten Anlauf- und Treffpunkt.

Das ohne historisches Zentrum modern wirkende Wohndorf macht einen lebendigen Eindruck. Die Vereine engagieren sich mit jährlichen Festen, Tanz und Musik. Die Erinnerungsstätte an die ehemalige optische Telegrafestation Nr. 6 auf der Strecke von Berlin bis Koblenz trägt heute in Schenkenberg zu Tourismus und Kultur bei.



*Obstbau Damsdorf mit Obstlagerplatz in Schenkenberg auf der Postkarte*



*Schenkenberg heute, ein begehrtes Wohndorf mit Kirschbergsiedlung, nach der Wende auf gerodeten Obstbauflächen errichtet*

# 185 Jahre Optische Telegraphie in Preußen (1833-1852)

*Wolfgang Groch, Schenkenberg*  
*POTL-Station6-Schenkenberg@gmx.de*

Die Verbindung von Optik mit mechanischer Technik war um 1800 in Europa der neueste Stand der Nachrichtenübermittlung und der Beginn der Nachrichtentechnik. Geheime Nachrichten wurden durch Flügelstellungen an Signalmasten unter Nutzung von Fernrohren übermittelt. Mit der Erfindung und Einführung der elektromagnetischen Telegraphie um 1840 war dann die optische Telegraphie sehr schnell überholt und geriet fast in Vergessenheit. Dennoch war sie ein wichtiger Baustein zur Entwicklung der technischen Nachrichtenübermittlung.

In Preußen existierte die Königlich optisch-mechanische Telegraphenlinie von 1833 bis 1852 auf der Strecke von Berlin über Potsdam, Brandenburg, Magdeburg, Köln bis Koblenz auf über 588 Kilometern mit 62 Stationen. Im Durchschnitt befand sich alle zehn Kilometer eine Station auf einer geeigneten Höhenlage, auf Gebäuden, Türmen oder Kirchen. Seit dem Verkauf und Abriss der meisten Stationen nach Einstellung der Linie 1849/1852 erinnert kaum noch etwas Sichtbares an diese bedeutende Epoche der Nachrichtentechnik. In Berlin und auf dem Gebiet des heutigen Landes Brandenburg wurden folgende Stationen betrieben:

- 1 Berlin-Mitte - „Alte Sternwarte“ Dorotheenstraße mit Sitz der Telegraphenexpedition, heute Staatsbibliothek
- 2 Berlin-Dahlem - Turm der Dahlemer Dorfkirche
- 3 Berlin-Stolpe - auf dem Schäferberg
- 4 Potsdam - Telegraphenberg
- 5 Glindow - Fuchsberg
- 6 Schenkenberg – Telegraphenberg, Fliederberg
- 7 Brandenburg - Marienberg
- 8 Kirchmöser - Mühlenberg
- 9 Zitz

## **Zur Geschichte der Optischen Telegraphie**

Mit der Erfindung des Fernrohres, des sogenannten Dioptrischen Fernrohrs, um die Wende zum 17. Jahrhundert in Holland war eine Hauptvoraussetzung für eine optische Telegraphie in Kombination mit technischen/mechanischen Einrichtungen geschaffen worden.





Deren Weiterentwicklung führte Mitte des 18. Jahrhunderts zur Erfindung des achromatischen Fernrohres, mit dem es gelang, auch kleine Gegenstände in größerer Entfernung zu erkennen. Danach wurden in Europa, insbesondere in Frankreich, England, Russland, Holland und Schweden sowie in deutschen Kleinstaaten Nachrichtenübermittlungsanlagen mit Signaltechnik und Fernrohren entwickelt. 1794 wurde von Claude Chappe (Frankreich) die erste erfolgreiche optisch-mechanische Telegraphenlinie von Paris nach Lille errichtet. Diese wissenschaftlich-technische Leistung erregte in Europa großes Aufsehen. In kurzer Zeit entstanden in einigen europäischen Ländern funktionsfähige optisch-mechanische Telegraphenlinien.

## **Errichtung der Telegraphenlinie in Preußen**

Preußen war nach den Befreiungskriegen gegen Napoleon auf dem Wiener Kongress 1815 bei der Gebietsaufteilung um die Westprovinzen Rheinland und Westfalen territorial erheblich gewachsen. Neben militärischen Erfordernissen drängten auch staatspolitische und verwaltungstechnische Notwendigkeiten nach schnellen Nachrichtenübermittlungen über große Entfernungen. Bis dahin gab es dafür nur berittene Boten und Postkutschen, die Tage, ja Wochen unterwegs waren.

## **Kabinettsorder von König Friedrich Wilhelm III. vom 21.07.1832**

*„Auf allerhöchsten Spezialbefehl Sr. Majestät des Königs ist der Herr Major O`Etzel vom Generalstab der Armee beauftragt worden, Stationspunkte zur Errichtung von Telegraphen zwischen Magdeburg und Koblenz auszumitteln, die Baustellen abzustecken und die Errichtung der nöthigen Bauten sofort anzuordnen. Sämmtliche den unterzeichneten Ministerien untergeordneten Behörden, insbesondere aber Landräthe, Forstbeamte, Ortsbehörden werden hierdurch angewiesen, das Geschäft des Herrn Major O`Etzel in jeder Beziehung nach Möglichkeit zu fördern und ihm sowohl als auch den von ihm detaschierten Offizieren oder Gehilfen nicht nur die kräftigste Unterstützung zu gewähren, sondern auch alles zu beseitigen, was das Geschäft hindern oder verzögern könnte. Von den untergeordneten Behörden werden verlangt Bestellung von Wegweisern und Boten, Überweisung von Arbeitern und Fuhren, Eröffnung von Aus- und Durchsichten, Besorgung von Materialien. Tage- und Fuhrlöhne werden durch den Herrn Major O`Etzel nach den gebräuchlichen Sätzen bezahlt, ebenso die Materialien.*

*Sämtliches Holz und staatliche Grundstücke sind sofort gegen Quit-tung zu übertragen. Die Vermittelung der Abtretung von Privatei-gentum gegen gesetzliche Entschädigung haben die Landräte zu übernehmen. Wenn nötig, soll das Zwangseignungsverfahren eingeleitet werden.*

*Da des Königs Majestät die größte Beschleunigung befohlen haben, so werden alle Behörden ausdrücklich angewiesen, ohne vorherige Anfrage und Einholung von Behörden bei ihren Vorge-setzten bei persönlicher Verantwortlichkeit für eine jede durch ihre Schuld etwa entstehende Weitläufigkeit oder Verzögerung der in Anspruch genommenen Dienstleistungen pünktlich zu genügen.“*

Techniker und Militär im Dienste des Königs nutzten die bereits existierenden Telegraphen in England und Frankreich als Vorbild für die moderne Weiterentwicklung. Die oberste Bauleitung wird dem Major im Generalstab Franz August O`Etzel, die Ausrüstung mit Signalgebern und Fernrohren an den Geheimen Postrat Pistor übertragen. O`Etzel hatte 1833 die Bestimmung der insgesamt 61 Stationsstandorte (1842 durch eine Station bei Gandersheim er-gänzt) abgeschlossen und die ersten 14 Telegraphen von Berlin bis Magdeburg errichten lassen. 1834 war die gesamte Telegraphenlinie bis Koblenz über 588 Kilometer funktionstüchtig fertiggestellt.

O`Etzel wurde ab 1835 als bestellter Telegraphendirektor für den gesamten Betrieb der Telegraphenlinie eingesetzt. Ihm oblagen die Entwicklung der alphanumerischen Beschreibung der Zeichenge-bung, die Zusammenstellung des Wörterbuchs für die Codierung und Dechiffrierung sowie die Organisation und Leitung des speziell geschaffenen Telegraphisten-Corps (bis zu 200 Mann).

## **Funktionsweise des Optischen Telegraphen**

Kernstück einer Station war der Telegraphenapparat. Er bestand aus einem Signalmast, der etwa 6,30 m über das Dach des Stations-gebäudes herausragte. An ihm waren in 3 Ebenen (A, B, C) paar-weise 2 Indikatoren (1,74m lang) mit Lamellenleisten zur Minderung der Windkraft und einem Gegengewicht angebracht. Jeweils in 45°-Schritten waren 4 Einstellungen möglich: 0°, 45°, 90°, 135°, insgesamt 4096 unterschiedliche Signalstellungen. Vom Tele-graphistenraum aus wurden die Signale mittels Hebelsystem über Drahtseilzüge gestellt. Der Abstand zwischen den 62 Stationen auf der Gesamtstrecke von 588 km betrug maximal 16 km. Das erfor-derte zum sicheren Erkennen der Zeichen der nächsten Stationen den Einsatz von je 2 installierten Fernrohren mit 40-60-facher Ver-größerung.

Die Stellungen der Indikatoren wurden alphanummerisch beschrieben, wobei 1 bis 9 einfache Zahlzeichen, und 4.1 bis 5.3 zusammengesetzte Zahlzeichen sind. Einfache Zahlzeichen sind im Wörterbuch Silben, Zahlen oder gar nur Buchstaben, dagegen entsprechen zusammengesetzte Zahlzeichen ganzen Wörtern oder Sätzen. Das erleichterte das Deciffrieren mittels Wörterbüchern deutlich. Die Telegraphisten kannten nur die Chiffre, der Inhalt der Depeschen sollte ihnen verschlossen bleiben. Sie bildeten auf ihrer Station lediglich die mit dem Fernrohr erkannten Zeichen mit dem eigenen Telegraphen für die übernächste Station exakt ab, so entlang der Linie bis zur Endstation, wo die Zeichen entschlüsselt wurden.

Der vorliegende Text für eine zu versendende Depesche wurde nur von den Inspektoren des Telegraphisten-Corps chiffriert. Gemäß den dazu vorbereiteten Wörterbüchern wurde der Text gestrafft und in möglichst wenige Signale versandbereit chiffriert. Die einzelnen Signale wurden erst nach Kontrolle und Dokumentation des richtigen Empfangs auf der Nachbarstation übersandt. Nur an den berechtigten Stationen konnten Inspektoren mit den Codebüchern die Nachrichten entschlüsseln. Grundlage bildete die Berliner Zeit (ein Signal „A4“), die alle 3 Tage um 13:00 Uhr innerhalb weniger Minuten (1 Minute hin von Berlin nach Koblenz) und zurück wanderte. Eine A4 Seite benötigte etwa 3,5 Stunden. Inhalte der Depeschen betrafen überwiegend politische und militärische Informationen und Anweisungen. Private Nutzungen, zum Beispiel für Kaufleute, wurden abgelehnt.

## Bewahrung und Pflege des Erbes

Seit 2016 entwickelt der bundesweite Verein „Optische Telegraphie in Preußen e.V.“ gemeinsame Aktivitäten, um an allen 62 ehemaligen Stationsorten Erinnerungsstätten an diese Pionierleistung der Nachrichtentechnik zu schaffen. Gleichfalls wird das Vorhaben betrieben, entlang dieser 588 Kilometer langen Telegraphenlinie



einen „Telegraphenradweg“ zu gestalten, der die historischen und kulturellen Besonderheiten der jeweiligen Region mit darstellt.

Im Lande Brandenburg und in Berlin sind Interessengemeinschaften und Vereine dabei, diese Vorhaben zu unterstützen und in ehrenamtlicher Arbeit vor Ort umzusetzen. Informationen und Besichtigungen mit Führungen erwarten Sie:

Station 4 – Telegraphenberg Potsdam – originalgetreuer Nachbau des Telegraphensignalmastes – Informationstafel

Station 5 – Fuchsberg Glindow – originalgetreuer Nachbau des Telegraphensignalmastes – Informationstafel

Station 6 – Zur Telegrafestation in Schenkenberg – Informationsturm und Mosaik des Signalmastes in Originalgröße im Pflaster der Station – Informationstafel

Station 7 – Marienberg Brandenburg – originalgetreuer Nachbau des Telegraphensignalmastes – Informationstafel

Station 8 – Mühlberg Kirchmöser – Aussichtsturm

Station 9 – Steinberg bei Zitz – Informationstafel



*Berlin-Mitte - „Alte Sternwarte“  
Dorotheenstraße mit Sitz der Tele-  
graphenexpedition, heute Staats-  
bibliothek*



*Station 60/61, die Endstation der  
Telegrafenlinie: Kurfürstliches  
Schloss in Koblenz*



*Marienberg Brandenburg*

---

Umfangreiche Informationen für die gesamte Telegraphenlinie unter [www.optischertelegraph4.de](http://www.optischertelegraph4.de).

---

# Zwischen den Mahlsteinen der Geschichte

## Vom Glück und Unglück der Familie Höhne/Goydke aus Bergholz-Rehbrücke

*Kurt Baller, Nuthetal, kurt.baller@t-online.de*

Hängt man aber gläubischen Neigungen nach, kann man zu dem Schluss kommen, dass die eine oder andere Familie vom Fluch betroffen sei. So die Familie Höhne aus Bergholz-Rehbrücke. Kein Hexenfluch aber lag auf ihr – sie geriet, wie viele andere auch, zwischen die Mahlsteine der Geschichte. Und wurde beinahe ausgemerzt.

### Schwer verwundet in der Hölle von Verdun

Als lebenslustiger Handwerker heiratete der am 21. Dezember 1885 geborene Paul Höhne 1911 die Bergholzerin Frieda Müller. Ein glückliches Paar. Besonders als 1912 die Tochter Herta und 1914 die zweite Tochter Gertrud geboren wurden. Dann aber brach der Krieg aus und auch Paul Höhne musste an die Front. Im mörderischen Feuer der Schlachten um Verdun bohrte sich am 24. Oktober 1916 ein Granatsplitter schmerzhaft in seine Wirbelsäule. Als Krüppel kehrte er nach Bergholz-Rehbrücke zurück und siechte unter maßlosen Schmerzen bis zum erlösenden Tod am 16. Januar 1932 in seiner Matratzengruft dahin. Da hatte ihm auch Dr. Walther Partke, der Bergholz-Rehbrücker Arzt, nur wenig helfen können. Noch im gleichen Jahr wurde sein Name als letzter auf die Platte des Denkmals für die Opfer des Weltkrieges in Bergholz-Rehbrücke gemeißelt. Den Grabstein ziert ein Eisernes Kreuz mit der Jahreszahl 1914.

### „...den Vogel abgeschossen...“

Am 16. September 1928 feierte die Gemeinde Bergholz-Rehbrücke mit Festumzug, Kranzniederlegung am Kriegerdenkmal, Feldgottesdienst, Festrede und Volksfest den 700. Jahrestag der urkundlichen Ersterwähnung des Ortes.

Natürlich fehlten nicht Begrüßungsworte des Landrats Dr. Bohne. Dann aber – so die „Caputher Zeitung und Anzeiger für Michendorf und Saarmund“ vom 18. September 1928 – „...sprach Fräulein Hertha Höhne sicher und mit Ausdruck einen zu Herzen gehenden



Vorspruch.“ In der Tat. Was die 16jährige da geschrieben und vortragen hatte, war beachtlich! So mahnte sie:

„So lasst denn heute allen Unmut schwinden,  
vergesst, wie oft das Leben trostlos, schwer und hart.  
Vergesst, dass Kleinlichkeit und Streit und Mißverstehen  
auch hier bei uns zu Haus.

Versucht es ernstlich nur, und es wird gehen,  
füllt eure Herzen heute ganz mit Freuden aus!  
Denkt, wie viel Frohes in den 700 Jahren  
dies kleine Fleckchen Erde hier gesehn,  
und was einst denen, die hier vor uns waren,  
an Glück in diesem Dorfe wohl geschehn.“

Auch der Gemeindevorsteher Kullmann war davon so begeistert, dass er am 19. September enthusiastisch an sie schrieb: „Sehr geehrte gnädige Frau! Sie haben durch Ihr herrliches Gedicht beim Fest den Vogel abgeschossen und spreche ich Ihnen, gnädige Frau, im Namen der ganzen Gemeinde ergebensten Dank aus...“

„Und, Freunde, noch einmal zum Schluss:  
So viel ihr geben könnt an Freude, gebt  
und nehmt! Und Gott zum Gruß!“

Diese Zeilen aus dem Festgedicht der Herta Höhne können wohl gleichsam als das Lebenscredo der am 10. Juli 1912 geborenen älteren Paul-Höhne-Tochter gelten. Welche Lebens- und Kunsterfahrung sie bereits als 16-jährige gesammelt haben musste, hatte sie mit ihrem Festgedicht unter Beweis gestellt. Von alten Bergholz-Rehbrückern wird sie als eine aufgeschlossene und herzengute Frau beschrieben, die naturverbunden und kunstliebend war. Die Familie war für sie das wichtigste und ihre besondere Fürsorge galt den Kindern. Gern spielte sie Mandoline – mitunter mit ihrem Mann, der Zither spielte – und sang mit im Kirchenchor.

Von 1918 bis 1926 hatte Herta Höhne die Grundschule in Bergholz mit Erfolg besucht und war 1926 auf die Handelsschule nach Nowawes, dem heutigen Potsdam-Babelsberg gewechselt. Ab 1929 nahm sie ihre Tätigkeit als Angestellte bei der Gemeinde Bergholz-Rehbrücke wahr. 1934, man schrieb den 23. Juni, heiratete sie den Bankkaufmann Bruno Goydke in Bergholz-Rehbrücke.

---

*Bild links oben: Zeichnung aus dem Tagebuch von Dr. Walter Partke, dem ersten Arzt in Bergholz-Rehbrücke, vom 12.01.1932, also vier Tage vor dem Tod von Paul Höhne*

*Foto unten: Wolfgang Goydke*

Die glückliche Ehe wurde mit zwei Söhnen gesegnet: Wolfgang (geb. 18. Juli 1935) und Reinhard (geb. 04. Mai 1938). Nach der Geburt des zweiten Sohnes beendete Herta Höhne ihre Arbeit bei der Gemeinde und wurde im Kolonialwarenladen ihrer Eltern, in der Bergholzer Hauptstraße 18 (heute Schlüterstraße – Laden nicht mehr vorhanden) tätig.

## **Eine Mordmaschine funktioniert**

Den Krieg hatte die Familie unbeschadet überstanden. Auch Vater Bruno, der als Hauptfeldwebel ins Feld musste. Jetzt galt es, das normale Leben zu organisieren – und Mutter Goydke organisierte für den Laden in der Hauptstraße. Viel Zeit, sich um die Kinder zu kümmern, blieb da nicht. Auch nicht für den noch nicht ganz 10-jährigen Wolfgang. Das übernahm gern der Großvater Johann Goydke, der seit seiner „Ausbombung“ in Potsdam mit seiner Frau in Bergholz-Rehbrücke bei der jungen Familie Goydke Unterkunft gefunden hatte. Am 21. Mai 1945 stromerten Großvater Johann und Enkel Wolfgang im Walde am Teufelssee, um Brauchbares für den Haushalt oder den Laden zu finden. Vorsicht und immer wieder Vorsicht war dem Jungen zwar eingeschärft worden, doch den dünnen Draht der Selbstschussanlage übersah er. Vor den Augen des Großvaters traf Wolfgang der tödliche Schuss. Der Großvater Johann Goydke verwand das schrecklichste Erlebnis seines Lebens nicht. Selbstvorwürfe zerrissen sein Herz. Am 14. Januar 1946 blieb es für immer stehen.

## **Der Tod saß im sowjetischen LKW**

Am 29. Dezember 1945 war Herta Goydke mit ihrem Fahrrad und einem kleinen Anhänger in Potsdam unterwegs, um für den Bergholz-Rehbrücker Laden Waren zu besorgen. Kreuz und quer ging ihre Tour durch Potsdam – vorbei an Trümmern und notdürftig wieder hergerichteten Wohnungen. An der Kreuzung Bäckerstraße/Lindenstraße geschah es: Ein sowjetischer LKW erfasste, die Vorfahrt missachtend, die Radfaherin – und setzte seine Fahrt unbeeindruckt fort. Schwer verletzt wurde Herta Goydke ins St. Josef-Krankenhaus gebracht. So stark waren ihre Schmerzen, dass die Ärzte sich entschlossen, ihr das äußerst knapp bemessene Morphium zu verabreichen. Kaum waren die Schmerzen ein wenig gelindert, erbat sie sich Papier und Stift, um aufzulisten, was sie alles für den Laden in Bergholz-Rehbrücke besorgt hatte. Als die Uhr 19.30 Uhr schlug, richtete Herta Goydke ein inniges Gebet an ihren Schöpfer und verschied. Im stummen Schrei hielt ihr Mann Bruno die Hand der Sterbenden.



## 25 Jahre Zwangarbeitslager

Für Bruno Goydke brach die Welt völlig zusammen. Hatte der Tod des Sohnes im Mai 1945 den am 04. Februar 1895 in Ostpreußen geborenen Bankkaufmann tief erschüttert, so verlor er jetzt allen Halt unter den Füßen. Schon einmal hatte ihm das Leben übel mitgespielt. Seine erste Frau war gestorben. Doch die junge Herta Höhne hatte ihn aus seiner Lethargie gerissen und seinem Leben neuen Sinn und Liebe gegeben. Und erst seine „Rotfuchse“, seine beiden leicht rothaarigen Söhne! Und Bücher hatten sein Leben reicher gemacht und sein großes Hobby: die Fotografie.

Jetzt aber galt nichts mehr. Ein Sohn war ihm genommen, die Frau und der Vater! Bruno Goydke holte seine Pistole aus dem Versteck im Garten. Dabei muss er beobachtet und angezeigt worden sein. Er erhielt eine Vorladung zur sowjetischen Kommandantur nach Potsdam. Bruno Goydke sollte nie wieder nach Hause zurückkehren. Vorgeworfen wurde dem ehemaligen Hauptfeldwebel der Wehrmacht die Mitgliedschaft in der „Wehrwolforganisation“. Den Vorwurf konnte er zwar entkräften, indem er erklärte, er habe – man solle seine verzweifelte Situation berücksichtigen – sich und seine Familie erschießen wollen. Die Aussage rettete Bruno Goydke zwar vor der Erschießung, nicht aber vor der Verurteilung zu 25 Jahren Zwangarbeitslager.

### „Gruß. Dein Vater“

Dem erst 7jährigen Sohn Reinhard war nicht klar zu machen, dass der Vater nicht wiederkommen würde. Er wollte es auch nicht glauben, als ihm sein Onkel, Artur Schmidt, den Ehering und die goldene Uhr zeigte, die ihm von den sowjetischen Behörden übergeben worden waren.

Reinhard wuchs in der Familie seines Onkels behütet und geliebt auf. Jahre später öffnete er die goldene Uhr seines Vaters, um sie reinigen zu lassen und fand darin einen Zettel, auf dem mit einem abgebranntem Streichholz die Worte hingekritzelt waren: „Gruß. Dein Vater“.

Heute lebt Reinhard Goydke als ehemaliger Lehrer im Ruhestand in Borkheide und wünscht sich, dass Menschen nie wieder so leidvoll sterben müssen wie sein Großvater Paul Höhne, so unschuldig aus dem Leben gerissen werden wie sein Bruder Wolfgang, so unschuldig um's Leben kommen wie seine Mutter Herta und so datuslos sterben müssen wie sein Vater Bruno Goydke.

# Porto und Fahrpläne – Ein Zwischenruf

Chris Rappaport, Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark  
rappaport@freenet.de

Erste gedruckte Kalender und Almanache gibt es seit 1439. Der Philosoph Gottfried Wilhelm Leibniz schlug 1701 einen Kalender in Preußen vor, um die „weitverbreitete Bildungsmisere unter der einheimischen Bevölkerung zu bekämpfen.“

Portotabellen waren den Lesern wichtig. Das ist heute in Zeiten von Internet und App nicht mehr ganz so, trotzdem sage ich immer wieder, es gibt auch noch die Post. Und wer sparsam sein will, es gibt auch die Privatpost. Bei uns in Potsdam-Mittelmark ist das die Debex mit den roten Briefkästen in größeren Dörfern. Der Brief kostet 67 Cent statt bei der Deutschen Post 70. Wer mal in andere Städte kommt, da ist die Privatpost noch billiger, in Halle/Saale z.B. die MZZ mit 62 Cent und in Magdeburg Biber Post zu 60 Cent. Und zugestellt wird bundesweit.

Auch die Fahrpläne waren in den Heimatkalendern wichtig. Heute fahren nicht mehr so viele Leute Zug und Bus, und meist fahren die jede Stunde zur gleichen Zeit, da muß man sich nicht so viel



merken. Jetzt gibt es in Potsdam-Mittelmark den viel beworbenen Power-Bus. Was der für neuen Power hat, konnte ich noch nicht entdecken, er fährt immer noch mit dreckigem Diesel. Und das, wo in China inzwischen über 10.000 Elektro-Busse fahren. Da kann keiner sagen, das geht nicht. Da haben eher die Politiker und Bürokraten nicht bis morgen gedacht.

---

*Bahnhof Götz, damals der Stolz der Bürger*

*Foto: Sammlung Sebastian Schröder, Heimat- und Geschichtsvereins Götz und Götzerberge*

# Der versunkene Krug

*Angela Schneider, Ortschronistin Trensdorf und Geschichtsverein Nuthetal e.V., angela.b.schneider@web.de  
nacherzählt aus mündlichen Überlieferungen*

Nördlich der Nieplitz und westlich der Nuthe erzählt man noch heute die Sage vom versunkenen Krug, wobei sowohl der Inhalt als auch Orte variieren:

Mühsam war der sonntägliche Weg der Schiäßer und Trensdorfer durch Sumpf und Sand, vorbei an Poschfenn und Renngrund, nach Stücken. Nach dem Gottesdienst kam eine Erfrischung im Alten Sandkrug unweit des Stückener Weinberges gerade recht. Auch die Fresdorfer kamen hier vorbei. Bei Bier und Wein ging es oft lustig zu bis in den Abend. Einige besonders Durstige kehrten in der Folge schon auf dem Hinweg im Krug ein. Der Wirt wehrte es ihnen nicht; er hatte seinen Vorteil. Durch Gerstensaft mutig geworden, verhöhnten die Gottlosen die auf dem Rückweg einkehrenden oder vorbeieilenden Kirchgänger.



*Blick vom Posch-Fenn in Richtung Stücken auf die Feuchtstelle inmitten der Felder, Foto: Angela Schneider*

Sogar am Karfreitag vormittag, als die Glocken von Stücken mit ihrem Läuten zum Gottesdienst riefen, um der Sterbestunde des Heilands zu gedenken, drang aus dem Krug bereits der Lärm der fröhlichen Zecher. Auf einmal zogen am Himmel schwarze Wolken auf. Die Luft war drückend und schwül. In das Geläut mischte sich dumpfes Grollen. Plötzlich fuhr ein Blitz vom Himmel wie man ihn niemals vorher gesehen hatte. Ein Donnerschlag ließ selbst die Kirche in Stücken erzittern. Die zurückkehrenden Kirchgänger fanden auf dem Heimweg anstelle des Sandkruges nur noch ein gähndes, mit Wasser gefülltes Loch. Der Sandkrug war mitsamt Wirt und Gästen versunken.

Als im 12. Jahrhundert deutsche Einwanderer über die Elbe in das dünn besiedelte Wendenland kamen, hatten die Dörfer Wildenbruch und Fresdorf eine besondere Aufgabe: Sie hatten die alte Heerstraße von Treuenbrietzen über Beelitz nach Saarmund zu sichern. Beide Dörfer waren mit mehr Hufen ausgestattet als die umliegenden Orte und schützten von ihren Wehrkirchen aus die Landenge zwischen dem Großen und dem Kleinen Seddiner See. Im weiteren Verlauf konnte zumindest Fresdorf diese besondere Stellung nicht behaupten. Stücken, abseits der wichtigen Straße,



*Straße von Tremsdorf nach Fresdorf*  
*Foto: Angela Schneider*

entwickelte sich unter sächsischem Einfluss gut und schon vor 1450 stand hier die Mutterkirche, deren Pfarrer auch die beiden Tochterkirchen Seddin und Fresdorf, in die auch Tremsdorf und Schiaß eingemeindet waren, betreute. Schiaß und Tremsdorf waren Dörfer, in die zunächst die ansässige wendische Bevölkerung zurückgedrängt wurde und die sich deshalb keine eigene Kirche errichteten. Kriege und Notzeiten kamen übers Land, in denen es mühsam genug war, wenigstens die Mutterkirchen zu erhalten. In Fresdorf wurde 1724 die Kirche auf den Grundmauern der alten Feldsteinkirche neu errichtet, von dieser Zeit könnte die erste Sage berichten.

Mit der Fertigstellung der Fresdorfer Kirche kam man nicht mehr durch den Renngrund zum Gottesdienst, sondern durch Fischersgrund. Hier, am Fuße des Grämitzberges, an der Straße von Tremsdorf nach Fresdorf, erzählt man sich heute die Geschichte vom versunkenen Sandkrug, allerdings in anderer Form:

*Erzähler Altsitzer August Böttcher, Tremsdorf  
aufgezeichnet 1913:*

Links vom Weg, der von Tremsdorf nach Fresdorf führt, liegt ein kleines, auch im heißen Sommer feuchtes Stückchen Wiese. Auf ihm hat vor langen, langen Jahren ein Wirtshaus gestanden, und noch heute erinnern einige Flurnamen an diesen Krug. Im Dreißigjährigen Krieg ist er abgebrannt und der Rest im Moor versunken. Das kam so: Eines Tages wechselte in diesen unruhigen Zeiten der Sandkrug seinen Besitzer. Der neue Krüger war ein verschlagener, bössartiger Geselle. Er tat wohl äußerlich ganz freundlich, wenn aber seine Gäste sich auf den Heimweg machten, lauerte er ihnen in einem Erlenbusch auf und beraubte sie. Allmählich kam die ganze Gegend in Verruf, da man den Wegelagerer nie zu fassen kriegte. Eines Tages kehrte auch ein armer Bauer aus Mietgendorf im Sandkrug ein. Er hatte gerade seine letzte Kuh in Potsdam verkauft. Da er ein paar Taler im Sack hatte, wollte er sich auf dem Rückweg einen kühlen Trunk gönnen. Als er weiterwandern wollte, lauerte ihm der räuberische Wirt beim Erlenbusch auf, erschlug ihn und raubte sein Geld. Vergebens wartete die Frau auf ihren Mann. Als er gar nicht kommen wollte, machte sie sich auf den Weg nach Potsdam, um ihn zu suchen. Sie fand seine Leiche im Erlenbusch. Jammernd reckte sie ihre Arme empor und schwur dem Mörder Rache. Und es war, als ob ihre Bitte sofort Erhörung gefunden hätte: Ein schweres Gewitter zog auf. Blitz, Hagel und Regen verheerten die ganze Gegend. Als die Sonne wieder schien, sah man vom Sandkrug nichts mehr, Haus und Hof und der Mörder waren verbrannt, der Rest in der Erde versunken.



# Neue Heimatliteratur in Potsdam-Mittelmark

*Belegexemplar an die Redaktion erbeten*

Der DRITTE BAND der HEIMATHEFTE RÄDEL liegt vor mit der Beschreibung der Besiedlung des Waldgebietes südlich von Rädel mit den ehemaligen Dörfern Möllendorf, Hackenhausen und dem Kaisergrund, sowie die Geschichte des Truppenübungsplatzes mit seinen Ortskampfanlagen (Foto Seite 148). Entlang der Wanderwege wird die schöne Umgebung von Rädel mit den Naturschutzgebieten und deren Besonderheiten betrachtet. Die Beschreibung des Bernhard-Pilgerwegs gibt auch einen kurzen Überblick über die Geschichte der Kirchen und Dörfer, durch die der Pilgerweg in der Umgebung von Lehnin führt. Die Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark unterstützt die Heftreihe und den Vertrieb. Erhältlich ist das Heft mit der ISBN 978-3-946668-00-8 zu 6,00 Euro unter 033207-52480 oder [rappaport@freenet.de](mailto:rappaport@freenet.de). Im Sommer 2018 ist eine Tagesveranstaltung der Chronistenvereinigung mit Kremser durch den Truppenübungsplatz Lehnin mit seinen Ortskampfanlagen geplant zusammen mit dem Heimatverein Rädel, voraussichtlich an einem Wochenende, Anmeldung erforderlich unter [info@chronistenvereinigung-pm.de](mailto:info@chronistenvereinigung-pm.de).

Noch erhältlich ist auch der ZWEITE BAND der HEIMATHEFTE RÄDEL mit den interessanten Artikeln zur Post in Rädel und den Nachbardörfern sowie zu den Ziegeleien der Region.

Bereits den zweiten Band HISTORISCHE ANSICHTEN GROß KREUTZ (HAVEL) legt Chronist CHRIS RAPPAPORT vor. In allen acht Dörfern der Großgemeinde hat er in Bürgerversammlungen historische Fotos und Postkarten von den Bürgern erhalten und nach Aktivitäten in den Dörfern gefragt. Dieses Material legt der Autor hier vor (Foto). Seine Erkenntnis: Ohne Bürgerengagement gibt es heute keine Aktivitäten mehr in den Dörfern. Gestaltung Andreas Trunschke. Das opulent mit Hardcover gestaltete Buch mit der ISBN 978-3-946668-01-5 ist erhältlich für 19,90 Euro im Buchhandel und beim Boken-Regionalverlag unter 033207-52480 oder [rappaport@freenet.de](mailto:rappaport@freenet.de).

---

*Foto links oben: Ortskampfanlage Rauhberg im Truppenübungsplatz Lehnin, aus Heimathefte Rädels*

*Foto links unten: Einst gab es Tourismus an der Havel, Postkarte aus Schmergow 1989, aus Historische Ansichten Groß Kreutz (Havel)*

DEETZ IM WANDEL DER ZEIT 1190 – 2015, Kloster- und Ziegeleidorf an der Havel ist eine Ortschronik im schönen DIN-A4 Format mit Festeinband und großformatigen historischen Fotos. Dem HEIMATVEREIN DEETZ als Herausgeber war es wichtig, lieber weniger Fotos und dafür ganzseitig randlos Auszüge aus dem umfangreichen Fotoarchiv zu präsentieren. Mit Unterstützung der Chronistenvereinigung hatte der Heimatverein viele Fotos aus dem Dorf eingescannt und archiviert. Umfassend dargestellt wird die Ziegeleigeschichte an der Havel. Das Buch mit der ISBN 978-3-935454-31-5 ist erhältlich für 19,90 Euro bei Frau Martin in der Post in der Triftstraße in Groß Kreutz und beim Boken-Regionalverlag unter 033207-52480 oder [rappaport@freenet.de](mailto:rappaport@freenet.de).

IM ANGESICHT DER MAUER stellt plastisch das Leben im Diakonissenhaus Teltow in schwieriger Zeit dar. HANS-JÜRGEN RÖDER hat das Buch mit 154 Seiten 2016 aus Zeugenberichten zusammengestellt. ISBN 978-3-945256-60-2.

EINSTEINS VON DEN NAZIS KONFIZIERTES EIGENTUM und damit natürlich vorrangig sein Haus in Caputh stellt SIEGFRIED GRUNDMANN mit interessanten, detailreichen Gerichtsfeststellungen aus Ost-, West- und Gesamtdeutschland dar. Springer Verlag 2017, ISBN 978-3-662-53546-6.

Im GLINDOWER ALMANACH finden sie Erlebtes, Überliefertes und Verbrieftes rund um das 700jährige Bestehen des Ortes. Viele wichtige Themen aus dem Ort wurden von den Mitgliedern des Heimatvereins über zwei Jahre mit Herzblut recherchiert und geschrieben. Ein großzügiges Werk mit guten Fotos. 327 Seiten Almanach sind zum Preis von 19,95 Euro erhältlich unter ISBN 978-3-00-055479-7. Herausgeber ist der GLINDOWER HEIMATVEREIN e.V.

Zu 90 JAHRE ELISABETHHÖHE erarbeitete der FÖRDERVEREIN ZUR HEIMATPFLEGE e.V. Elisabethhöhe eine Festschrift. Themen sind „Aus der Schule geplaudert“ und „Die neue alte Mitte der Siedlung“. Die Broschüre mit 68 Seiten ist im Förderverein erhältlich.

VON DEN HAVELSEEN BIS IN DEN HOHEN FLÄMING – dieses mit vielen attraktiven Farbfotos ausgestattete Werk nimmt den Leser mit auf einen Streifzug durch den LANDKREIS POTSDAM-MITTEL-MARK. Das hauptsächlich von Mitarbeitern der Kreisverwaltung erstellte Foto-Buch gibt einen Überblick über unsere schöne Heimat und weist Besucher auf Besonderheiten hin. Das Buch aus dem Schmidt-Römhild-Verlag ist für 19,80 Euro im Buchhandel erhältlich.



In Ragösen/Stadt Bad Belzig ist Ortschronist BERND MEYER aktiv. Aus seiner Feder erschien 2016 in der Reihe BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE der TEIL 5 für die Zeit von 1990 bis 2015. Auch die Nachwendezeit ist schon wieder Geschichte und wenn wir nicht alles aufschreiben, wissen unsere Kinder nichts mehr über die politische Wende 1989 und die schwierigen Aufbaujahre in der neuen deutschen Einheit. Die zahlreichen Aktivitäten der Verwaltung, der Politiker, der Bürger und der Vereine hat Bernd Meyer dokumentiert. So findet der interessierte Leser alles über Straßenbau, Abwasser- verlegung, Einstellung der Bahnlinie und viele andere Maßnahmen und Ereignisse. Meyer zeigt darüber hinaus: Ohne Ehrenamt geht bald nichts mehr.

Und mit Herausgabedatum 2017 liegt eine weitere Publikation vor zum WÜSTEN DORF POLS bei Ragösen. Interessant stellt BERND MEYER die historische Situation im Grenzraum zwischen Sachsen und Brandenburg dar. Gut erlebbar werden auch die Straßenverhältnisse am Übergang zwischen Fläming und Zauche im Freien Havelbruch erläutert.

Auch TEIL 4 der BEITRÄGE ZUR GESCHICHTE als Spezialedition über die Kirche Ragösen ist beim Autor BERND MEYER noch erhältlich, Bestellung telefonisch unter 033846/40354.

KRIEGSZEIT. BELZIG UND UMGEBUNG 1914-1919 ist der Titel der über 600 Seiten starken Recherche von JOHN SHREVE. Mit den vielen Originalhinweisen auf die Situation an der „Heimatfront“ in unserem Landkreis ist das Buch für Heimatinteressierte unverzichtbar. Die Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark hat die Herausgabe des Bandes unterstützt und bietet ihn an zum Preis von 36,00 Euro unter 033207-52480 oder rappaport@freenet.de.

Ein Heft LANDLICHTER VON GELTOW mit zwölf Artikeln angekündigt ist für 2018 zum 1025-Jahr-Jubiläum des ältesten Dorfes im Landkreis vom Heimatverein Geltow.

Neuerscheinung der Kreisheimatkalenderautorin Karin Hanusch: WAS WAR DENN BLOß IN BRÜCK ALLES LOS? mit Beleuchtung der Ereignisse seit 1989. Erschienen im Eigenverlag für 9,40 Euro, erhältlich unter klaus.hanusch@freenet.de.

---

*Wie uns Ramona Hübner von der Pflichtstelle in der Stadt- und Landesbibliothek Potsdam mitteilt, wird das von jedem Herausgeber abzuliefernde Pflichtexemplar sorgfältig verwahrt und steht den Lesern nicht zur Verfügung. Deswegen unser Tipp: reichen sie ein Zweitexemplar ein mit der Auflage, dies in der Freihandabteilung bereit zu stellen.*

## Herausgeber und Redaktion

Der Heimatkalender für Potsdam Mittelmark wird herausgegeben von der CHRONISTENVEREINIGUNG POTSDAM-MITTELMARK e.V., Jaromir Schneider, Sportplatz 15, 14558 Nuthetal, mit Unterstützung des Landkreises Potsdam-Mittelmark, Pressesprecherin. Verantwortlich ist der Vereinsvorsitzende Jaromir Schneider. Der Heimatkalender erscheint jährlich zum 1. Advent. Autoren für das nächste Heft wenden sich bitte bis zum 01.07.2018 mit Titel und Entwurf/Stichworten an die Redaktion unter [info@chronistenvereinigung-pm.de](mailto:info@chronistenvereinigung-pm.de), Autorenhonorare werden nicht gezahlt, Redaktionsschluss 01.09.2018.

Titelgestaltung: Grafiklabor Fichtner, Brück [www.grafiklabor.de](http://www.grafiklabor.de)  
Titelbild: Veranstaltungen der Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark, links in Pritzerbe 1998, Foto: Günter Kästner  
rechts in Kähnsdorf im Findlingspark 2013, Foto: Marianne Hadan  
Rückseite: Kreishaus Papendorfer Weg in Bad Belzig  
Foto: Andrea Metzler

Gedruckt in der Brandenburgischen Universitätsdruckerei und Verlagsgesellschaft Potsdam mbh 2017.  
Gestaltung Ingrid Dentler, Werder (Havel).  
Boken-Regionalverlag Groß Kreutz (Havel).  
Info unter [www.ines-potsdam.de](http://www.ines-potsdam.de) unter Publikationen,  
ISBN 978-3-946668-02-2, Verkaufspreis 12,50 Euro.

---

Chronisten gesucht: Mitglied in der nun auch schon wieder 20-jährigen CHRONISTENVEREINIGUNG POTSDAM-MITTELMARK sind vierzig Ortschronisten sowie Heimatvereine aus dem Landkreis. Die Chronisten treffen sich sechs Mal im Jahr zu Tagesveranstaltungen mit Besichtigungen interessanter Orte und Fachvorträgen. Der Mitgliedsbeitrag beträgt 36,00 Euro im Jahr, für Rentner 24,00 Euro. Einen Tagesbeitrag entrichten Gäste und Heimatfreunde.

Aktuelle Termine unter [www.chronistenvereinigung-pm.de](http://www.chronistenvereinigung-pm.de).

Verkaufsstellen gesucht für Kommissionsverkauf, Mitteilung an den Vertrieb unter [rappaport@freenet.de](mailto:rappaport@freenet.de).

## Inhaltsverzeichnis:

- Seite 01 Heimatkalender seit 1913
- Seite 03 Zwanzig Jahre Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark
- Seite 08 Fünfundzwanzig Jahre Landkreis Potsdam-Mittelmark
- Seite 28 Wald-Park Beelitz-Heilstätten
- Seite 34 Aus der Schlossküche geplaudert
- Seite 38 Funckerberg Deetz/Havel
- Seite 44 Veränderte Landschaft Rieselfeld
- Seite 48 Die Türme von Brück
- Seite 52 Nicht alle sind tot, die begraben sind –  
Zur Geschichte des Südwestkirchhofs Stahnsdorf
- Seite 58 Vergessene Namen – Die Teltower Feldflur
- Seite 66 Schulgeschichte eines märkischen Dorfes
- Seite 73 Petrus Zepernick - ein evangelischer Bekenner in  
Wittbrietzen anno 1525?
- Seite 80 Kultur in Buchholz
- Seite 83 Victoria
- Seite 87 Konrad Keilhack ist aber kein Belziger
- Seite 91 „Oh, Mensch, lerne tanzen ...“  
Fünfundzwanzig Jahre Seniorentanz im Landkreis
- Seite 95 Feierabendsteine in der Reckahner Kirche
- Seite 96 Albert Einstein in Caputh
- Seite 104 Glindow und seine Ziegeleien
- Seite 109 Aus der Radeweger Kirchengeschichte:  
Ein Blitzeinschlag und die Folgen
- Seite 111 Vom Fläming zum Deutschen Wandertag
- Seite 116 Ein vergangener Kurort
- Seite 121 Die Wiesenburg und ihr Milchvieh
- Seite 129 90 Jahre Siedlerdorf Schenkenberg
- Seite 133 185 Jahre Optische Telegraphie in Preußen (1833-1852)
- Seite 139 Zwischen den Mahlsteinen der Geschichte
- Seite 144 Porto und Fahrpläne – Ein Zwischenruf
- Seite 145 Der versunkene Krug
- Seite 149 Neue Heimatliteratur in Potsdam-Mittelmark
- Seite 152 Herausgeber und Redaktion

**Einlegeblatt Fest-Veranstaltungen 2018 in Potsdam-Mittelmark**



9 783946 668022 >

Verkaufspreis:  
12,50 Euro



- 16.09. 19. Fahrradsonntag rund um den Schwielowsee Caputh, Ferch, Geltow, Werder (Havel)
- 29.09. Ortsjubiläum 1025 Jahre mit Festumzug Geltow
- 30.09. NaturParkFest Nuthe-Nieplitz Naturparkzentrum Wildgehege Glauer Tal
- 30.09. Rübchenfest Teltow

### Oktober

- 27.10. Aktionstag „Feuer und Flamme“ in 54 Museen im gesamten Landkreis

### November

- 03.11.– 04.11. Tag der offenen Kelterei Werder (Havel)
- 04.11. Tag der offenen Höfe in der Nuthe-Nieplitz-Region Naturpark Nuthe-Nieplitz

### Dezember

- 01.12. Adventsmarkt an der Kirche Groß Kreuz (Havel) OT Deetz
- 01.12. Weihnachtskonzert und Weihnachtsmarkt Schwielowsee/Ferch
- 01.12.– 02.12. Weihnachtsmarkt Beelitz
- 08.12. Zapfenmarkt Fichtenwalde, Beelitz
- 18.12. Wilde Weihnachten - Vorweihnachtliche Aktionen Naturparkzentrum Wildgehege Glauer Tal

*Herausgeber: Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark e.V., Jaromir Schneider, Sportplatz 15, 14558 Nuthetal, nach Mitteilungen des Landkreises Potsdam-Mittelmark, Kulturreferentin*



# ZWISCHEN HAVEL UND FLÄMING

## Fest-Veranstaltungen 2018 in Potsdam-Mittelmark

### Februar

- 21.02. 20 Jahre Chronistenvereinigung Potsdam-Mittelmark im Strohdachhaus Groß Kreuz (Havel) OT Groß Kreuz

### April

- 30.03.– 01.04. Mittelalterspektakel Rabenstein/Fläming OT Raben
- 31.03.– 01.04. Töpfermarkt Görzke
- 02.04. Wilde Ostern – Ostermarkt mit buntem Programm Naturpark Nuthe-Nieplitz



- 28.04.– 06.05. 139. Baublütenfest Werder (Havel)



### Mai

- 01.05. Backofenfest in Deetz, Groß Kreuz (Havel) OT Deetz
- 05.05.– 06.05. Tage des offenen Ateliers Landkreis Potsdam-Mittelmark
- 06.05. Tag der offenen Höfe – Nuthe-Nieplitz Naturpark Nuthe-Nieplitz
- 13.05. Wiesenburger Blumenmarkt mit Tag des Wanderns des Märkischen Wanderbundes



## Juni

- 01.06.– 03.06. Spargelfest Beelitz
- 02.06. Ortsjubiläum 825 Jahre auf dem Sportplatz Groß Kreuz (Havel) OT Götz
- 08.06.– 17.06. 23. Sabinchenfestspiele Treuenbrietzen
- 09.06.– 10.06. Brandenburger Landpartie Bauernhöfe im Landkreis
- 17.06. Sommerfest mit traditionellem Brotbacken, Schwielowsee OT Ferch
- 22.06. Überregionale Fohlenschau Brück
- 22.06.– 24.06. Titanen der Rennbahn Brandenburger Kaltblutrennen Brück
- 23.06.– 24.06. Ortsjubiläum 90 Jahre Groß Kreuz (Havel) OT Schenkenberg
- 29.06.– 30.06. Ortsjubiläum 825 Jahre Kloster Lehnin OT Michelsdorf



## Juli

- 01.07. Vogelscheuchenfest Kloster Lehnin OT Rädell
- 27.07.– 28.07. 15. Winzerfest Werder (Havel)
- 28.07.– 29.07. Beelitzer Kunst- und Handwerkermarkt, Beelitz

## August

- 04.08. 15. Fährfest am Caputher Gemeinde Schwielowsee OT Caputh

- 11.08. 26. Mühlenfest Werder (Havel)
- 11.08.– 12.08. Parkfest Wiesenburg Wiesenburg/Mark
- 17.08.– 26.08. Burgfestwoche Bad Belzig
- 19.08. Tag des Galgenberges mit Kunst im Weinberg Werder (Havel)
- 24.08.– 26.08. Altstadtsummer Bad Belzig
- 25.08.– 26.08. Kunsthandwerkermarkt Werder (Havel)
- 26.08. Tag der offenen Höfe in der Altstadt Teltow

## September

- 01.09.– 02.09. 14. Sanddornerntefest Werder (Havel) OT Petzow
- 07.09. 11. Einkaufsnacht in der Altstadt Treuenbrietzen
- 07.09.– 09.09. Ortsjubiläum 750 Jahre Kloster Lehnin OT Damsdorf
- 08.09. 17. Birnenfest Groß Kreuz (Havel) OT Groß Kreuz
- 08.09.– 09.09. 48 Stunden-Aktion im Hohen Fläming mit Flämingmarkt in Raben
- 09.09. Tag des offenen Denkmals im gesamten Landkreis
- 15.09. Mittelalterfest mit Markt Ziesar, Burg
- 15.09.– 16.09. Ortsjubiläum 650 Jahre auf dem Festplatz am Bürgerhaus Groß Kreuz (Havel) OT Jeserig

